Die
Sieben Todsünden.

Nach **Eugène Sue**,

von

Friedrich Lubojatzky.

Fünfter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1846.

Neue Liebe.

Die erste Aussaat keimte also in Herz und Gemüth Innocents und Alles war vorbereitet, daß dieser Keim fortwuchere und nach und nach zum Halme aufschieße. Papa Michel fand mit der Zeit, daß ein besonderes Etwas zwischen ihm und Innocent bestehe, welches sich der alte ehrliche Arbeiter nicht enträthseln konnte. Der Jüngling schien bedeutend kälter in der Zuneigung zu ihm geworden zu sein. „Was soll das heißen?" sagte Michel zu sich — „sacre dieu, es frappirt mich, ich weiß nicht, was ich davon denken soll? er schließt seinen Arbeitslohn in seinen Kasten und öffnet nur dann, wenn ich es nicht sehe. Alle Wetter, mein Junge, das bringt mich in Zorn. Denkt er, daß ich mich in der Stille an seinen paar Franks bereichern werde — holla, was steckt dahinter? es muß heraus!" In diesem kleinen Selbstgespräch, welches der alte gute Michel nach seiner Gewohnheit laut hielt, wenn er über etwas sich geärgert hatte, haben wir dem Leser gezeigt, in wie weit die Lehren des ehrwürdigen Paters Hilaire die Bande des

Vertrauens gelichtet und wie weit sich Innocent von dem Pfade der Dankbarkeit und der Liebe, die er doch unter jedem Umstande dem rechtschaffenen Manne schuldig war, entfernt hatte. Die Fabrik, wo Innocent arbeitete, lag auf der großen Antoinestraße, jener breiten und langen Straße, die vom Platz der ehemaligen Bastille aus, wie ein Strom den sogenannten Thronplatz durchschneidet und sich an der Barriere von Vincennes mündet. Dicht am letztgenannten Platze stand das Haus des Papiermaché-Fabrikanten Herrn Keroly — hierher wanderte Innocent jeden Morgen und kehrte erst Abends spät nach Hause. Der alte Michel jedoch hatte nicht nöthig, nach seiner Arbeit so weit zu gehen. In dem bedeutenden Antoinespital und in dem unweit gelegenen Waisenhause hatte er Beschäftigung genug. Ehe Innocent des Morgens seine Wohnung verließ, bemerkte Michel, daß er jederzeit sich mit dem Schlosse seines Kastens beschäftigte und den Schlüssel stets bei sich trug. In der That mußte diese Aengstlichkeit dem alten Manne nicht wenig auffallen, indeß er schwieg darüber, obwohl der Gedanke ihn schmerzte, daß ihm Innocent nicht traue — dieser Gedanke war für ihn sehr beunruhigend. Indeß er ertrug diese Kränkung und sann über die mögliche Ursache dieses verminderten Vertrauens nach. Wie verändert kam ihm jetzt Innocent vor! Sonst warf er, ohne an sich zu denken, seinen geringen und weit saurer bei Mr. Plombons Rade verdienten Wochenlohn mit lachender Miene, mit einem Bonmot dem alten Michel auf den Tisch hin,

um mit Hilfe dieser kleinen Unterstützung die schwere Sorge für die verschuldete Haushaltung decken zu helfen. Jetzt verschloß er sorgfältig seine wenige Habe und gab nur so viel von seinem Lohn heraus, als nöthig war, um die Miethe zu gleichen Theilen mit zu bezahlen, obwohl Michels Verdienst kaum bis zum dritten Theile des Seinen sich erhob. Sonst war er munter, lebhaft, immer ein heitres fröhliches Lachen auf dem Gesicht, immer gut und sorgenlos, wie in den Jahren als er noch als glücklicher, jeden Augenblick für die Freude benutzender Gamin in den Straßen der Vorstadt Saint Jacques sich herumgetummelt; jetzt ernst, — zuweilen wohl schien das muntre Wesen von früher in ihm aufzutauchen, dann überließ er sich der frohen Laune mit jener alten Herzlichkeit, die ihn Allen, mit denen er bekannt geworden war, so lieb gemacht hatte; aber dieser Schimmer von ehedem dauerte nur kurze Zeit und verschwand dann wieder.

„Dem Jungen fehlt etwas," sagte Michel zu sich — „er hat einen Kummer, ich muß ihn herauskriegen. Alle Wetter! was wäre das für eine Nichtswürdigkeit, die man an ihm begangen hat?"

Die erste Nachforschung Michels konnte sich natürlich nur auf den Umgang erstrecken, welchen Innocent jetzt pflog. Allen Erkundigungen nach waren das gewöhnliche Arbeiter, Menschen, die ihr Wochenlohn in dem nächsten Cabaret verjubelten, um die Woche wieder mit der Hoffnung anzufangen, daß nach sechs langen Arbeitstagen wie-

der ein Tag des Jubels folgen werde. In dieser Gesellschaft konnte den Ansichten Michels nach Innocent so engherzig nicht geworden sein. Leute dieses Schlages haben offene Seelen und kein Nachdenken, die Freude ist ihr Gott, und der Kummer, nichts zu haben, macht ihnen selten Kopfschmerzen, sie hoffen immer auf die nächste fröhliche Stunde. Mithin mußte es eine andere Einwirkung sein, der Innocent unterlag. Sonntags früh ging der letztere stets aus — diese Gänge, von denen er Michel nie ein Resultat mittheilte, fielen diesem endlich auf. So schwer es dem alten Manne auch ankam, so entschloß er sich hier zu spioniren. Ohne daß Innocent es ahnte, ging er ihm nach und verfolgte ihn bis in die Straße François, er sah ihn in das stille Haus hineingehen. „Tausend Teufel sollen drein schlagen!" rief Michel fast laut — „die schwarze Gensd'armerie macht mir meinen Jungen abspenstig — ich werde das untersuchen."

Der Zorn, den der alte ehrliche Michel empfand, läßt sich nicht gut schildern, er biß die Zähne krampfhaft auf einander und ballte die Hände an den Seiten. „Ich muß warten, bis er herauskommt, das ist einmal ein verlorener Posten," sagte er zu sich und drückte sich an eine Ecke. In der That wurde seine Geduld auf eine sehr harte und lange Probe gestellt. Es war fast Mittag, als er Innocent erst wieder aus dem Hause heraustreten sah.

Michel schritt ihm ohne Umstände entgegen. Es entging ihm nicht, daß Innocent erschrack, als er seiner ansich-

tig wurde. „Mein Junge,“ sagte der alte Arbeiter ihn auf die Schulter klopfend, — „Deine Freunde haben Dich sehr lange aufgehalten, mir wurde die Zeit auf diesem Posten lang, verzweifelt lang; doch es thut nichts — parbleu, ich kenne doch nun Deine Sonntagsfahrten — Du gehst nach Hause, nicht wahr?“

„Ja! warum?“ fragte Innocent.

„Wenn Du nicht nach Hause gingst, würde ich Dir vorschlagen, in das Haus aus dem Du jetzt herausgekommen, mit mir zurückzukehren, ich habe einige Worte im Vertrauen mit den Duckmäusern da drin zu sprechen, nur ein paar kleine Wörtchen“ — der alte Arbeiter zog die Augenbrauen so zusammen, daß sie wie ein schwarzer dunkler Strich die sehr gerunzelte Stirne von der andern Gesichtspartie förmlich abschnitten. Diese Miene des Zorns und der Entschlossenheit kannte Innocent aus einigen Anlässen früherer Zeit, Michels Zorn, einmal erregt, übersprang dann alle Schranken, er kannte sich nicht — „sie haben mir das Herz meines Jungen gestohlen und ich will es wieder haben!“ rief er fast laut auf der Straße.

Er war schon wieder dem Hause zugewendet und hatte Innocents Arm gefaßt, um ihn dahin zurückzuführen.

„Papa Michel, seien Sie vernünftig,“ sagte Innocent, „Sie machen Aufsehen durch Ihr Benehmen. Ich begreife Sie nicht — lassen Sie uns nach unsrer Wohnung gehen.“

„Auch gut,“ stimmte der Alte ein nach einigem Nach-

sinnen — „den Weg hierher finde ich später auch. Also gehen wir.“

Ohne weiter ein Wort zu wechseln, wanderten Beide raschen Schrittes nach der Straße Decolte, in der Eile Michels leuchtete eine außerordentliche Aufregung hervor, das kurze, zuweilen heftig und unwillkürlich herausgestoßene Husten, das er hören ließ, schien anzudeuten, daß ein sehr schwerer Stein des Aergers auf seiner Brust liege. Endlich kamen sie in ihre Wohnung. Der Alte setzte sich ermüdet vom raschen Gange und heftigen Zorn auf einen Schemel. Innocent blieb stehen und erwartete, wie es schien, ruhig den Angriff, der nun von Michels Seite erfolgen würde. Dieser ließ nicht lange warten. „Sieh mich an, Innocent!“ sagte er — „ich hoffe, daß man Dir das nicht etwa auch verboten hat?“

„Man hat mir gar nichts verboten,“ erwiderte Jener — „Sie sind im Irrthum.“

„Nein, belüge mich nicht, mein Junge,“ fuhr Michel heftig auf — „seit Du in der Caserne dieser Schwarzen gewesen bist, ist Alles anders zwischen uns geworden, ich erkenne Dich nicht mehr. Welche Teufelei hat man Dir dort eingeflüstert? Man hat Dir gewiß gesagt, liebe den alten Michel nicht mehr, er ist ein alter Kerl, der Dir nichts helfen kann, weil er ein armer Kerl ist — nicht wahr? Rede doch — was schweigst Du? Bin ich der Rede nicht mehr werth? Hast Du auch schon vergessen, daß ich meinen armseligen Bissen Brot mit Dir getheilt habe? Innocent!

Innocent! ist es möglich, daß Du undankbar sein kannst — Du?" Michel schien von dem Gedanken einer solchen Undankbarkeit dermaßen übermannt, daß er beide Arme, als wenn er sich Luft machen müsse, vorwärts streckte und dann mit den Händen für einige Momente Augen und Stirn bedeckte. Nach einer kurzen Pause sagte Innocent: „Ihrer Rede nach, Papa Michel, scheint es fast, daß Sie auf eine ganz besondere Dankbarkeit von meiner Seite rechneten und daß Sie mehr um den möglichen Verlust dieser Hoffnung ärgerlich sind, als um sonst etwas Anderes."

Michel starrte ihn an, wie man ein Gespenst anstarren würde. In der That konnte diesen alten Braven nichts so sehr consterniren als eine solche Antwort, die ihm die Kluft, welche durch die Einwirkungen Pater Hilaires zwischen ihm und Innocent entstanden war, so sichtlich vor Augen führte. Der Schreck über diese Wahrnehmung raubte ihm auf eine kurze Zeit jede Fähigkeit seinen Zorn auszudrücken. „Wie war das?" fragte er nach einer Weile, in der er sich etwas gesammelt hatte.

„Nun," antwortete Innocent, der in dieser Bestürzung Michels nur einen Beweis der Lehre Hilaires von der Speculation zu sehen glaubte — „ich meine, daß Sie früher jedenfalls darauf rechneten, durch die Erziehung, die Sie mir und Virginie gaben, einst belohnt zu werden, wenn das Räthsel unsrer Herkunft gelös't sein würde und nun, da es wieder zu nichte geworden, wenigstens darauf bedacht sind, weil ich einige Freunde habe, sich an mich zu halten

und deßhalb ungehalten werden, da Sie sehen, daß ich ein wenig vernünftig geworden bin.“

Michel blieb ohne Antwort noch eine Weile sitzen, dann trat er vor ihn hin, sah ihm starr in die Augen, so daß Innocent, der diesen Blick, in welchem eine unbeschreibliche Verachtung lag, nicht ertragen konnte, die Seinen niederzuschlagen gezwungen war. „Pfui!“ sagte er ausspuckend und ging dann nach seinem Kasten, den er öffnete, — er hielt ihn nicht verschlossen, wie Innocent den Seinen — ein kleines Lederbeutelchen herausnahm, damit an den Tisch trat, es aufzog und von der geringen Baarschaft, die in einigen Francs bestand, einen Theil abzählte. „Sechs Francs monatlich die Wohnung, macht drei Francs auf meinen Theil,“ sagte er — „hier sind sie. Wir sind fertig mit einander.“

Dann steckte er sein Geldbeutelchen ein, suchte seinen Kamm, sein Speisebesteck und andere kleine Utensilien, die zerstreut in der Wohnung umher lagen, seine Arbeitskleider, warf Alles in seinen Kasten, schloß ihn zu, hob ihn auf die Schulter und wollte mit demselben die Wohnung verlassen. Innocent hatte sich nicht von der Stelle gerührt, er hatte seinem Beginnen mit Staunen und vielleicht auch mit einem Gefühle seiner eigenen Unwürdigkeit zugesehen — Michel war schon unter der Thür, als Innocent ihm nachrief: „Papa Michel! wo wollen Sie hin?“

„Fort!“ antwortete der alte Mann mit dumpfer Stimme. In diesem Augenblicke mochte das so unnatür-

lich unterdrückte Gefühl der Liebe zu dem alten rechtschaffenen Michel mit aller Gewalt die Eisrinde um Innocents Herz sprengen, er eilte ihm nach und hielt ihn noch im nämlichen Moment zurück, als Dieser schon die Thüre hinter sich zumachen wollte. „Sie werden doch nicht ausziehen wollen ohne mich?" sagte er.

„Ja!" antwortete der alte Arbeiter — „ich habe meinen Zins auf den laufenden Monat vorausgezahlt — heute haben wir erst den zehnten Tag des Monats — kein Mensch hat ein Recht, mich mit Gewalt zu zwingen, eine Stunde noch hier zu bleiben."

„Wo wollen Sie denn wohnen?" fragte Innocent, ihn immer fest am Arm haltend.

Nach einer Pause antwortete Michel: „Im Waisenhause, es ist nicht weit von hier — ich passe ganz gut dort hinein, wenn mein Kopf auch grau ist wie mit Mehl bestäubt; aber — verwais't bin ich wie die armen Kinder dort und — noch verwais'ter als sie, denn ich bin alt und ganz — verlassen!"

Indem Michel diese Antwort gab, rannen ihm Thränen über die gefurchten Wangen herunter. Innocents besseres Selbst war heftig angeregt, sein Gefühl durch den Anblick dieser Thränen tief erschüttert." Lassen Sie mir den Kasten," sagte er, indem er ihm denselben von der Schulter nehmen wollte — „er ist Ihnen zu schwer."

„Nein," entgegnete Michel sich weigernd — „nein, nach dem Waisenhause mit mir, es ist das Gescheidteste.

Ich war ein hoffärtiger Narr und dachte, ich wäre noch sehr reich, weil mir doch die Liebe eines Menschen geblieben sei — jetzt aber! — ah, fort ins Waisenhaus mit mir!"

„Nein, Papa Michel, ich lasse Sie nicht fort," sagte Innocent — „wenigstens jetzt nicht. Ich — ich glaube, daß ich sehr — Unrecht an Ihnen gethan habe."

Der alte Mann schien von diesem kärglichen Bekenntnisse der Schuld und Undankbarkeit Innocents überwältigt — ach, in den Augen der wahren Liebe ist das kleinste Zeichen der Reue eines geliebten Herzens hinlänglich, um allen Groll, alle Kränkung, wie nicht geschehen, zu verscheuchen.

Dies war bei Michel der Fall, gegen Innocent schien er jetzt ganz wehrlos geworden zu sein, er ließ ihn den Kasten von der Schulter ungehindert herabnehmen, Innocent trug ihn hinein in die Stube, dann kehrte er zurück und holte den alten Michel, welcher außerhalb der Schwelle in dem kleinen Entrée stehen geblieben war. Jetzt folgte eine sehr ernste Scene zwischen Michel und Innocent, eine Scene, in welcher der Erstere all' sein derbes ihm angebornes Wesen wieder gewann, Innocent dagegen, da er wohl fühlte, wie sehr er diesen Braven gekränkt, eine Aufrichtigkeit an den Tag legte, die gegen sein voriges Benehmen auffallend contrastirte.

Michel drang natürlich auf die Ursache der Gesinnungsverwandlung Innocents und dieser fand keinen Grund, Pater Hilaires Zweifel an der Rechtlichkeit seiner Liebe zu ihm zu verschweigen.

„Also doch!“ rief Michel aufgebracht — „dieser dürre, weißköpfige schwarze Gensd'arm hat es darauf angelegt gehabt, uns aus einander zu bringen? Ich werde ihm etwas dafür ins Ohr flüstern — welch eine Niederträchtigkeit! Auf der Stelle, mein Junge, wirst Du mit mir zu ihm hingehen, wir wollen diesem Erzvater einen modernen Zuschnitt geben. Ah, der Schändliche! mich bei Dir zu verdächtigen — alle Wetter, das fordert Genugthuung! — komm, mein Junge!“

Innocent hatte viel Mühe, Michel von dem Vorsatz, einen solchen Besuch in der Straße François zu machen, abzubringen.

„Das ist meine Ehre, mein Junge,“ appellirte der Alte — „ich muß hin. Was müßtest Du von mir denken, wenn ich still schwiege und mich so beschimpfen ließe? sacre dieu, wer mir ans Herz greift, dem gehe ich zu Leibe — ich war Soldat unter dem Manne des Ruhmes und ich sollte hier vor diesem schwarzen Gensd'armen Retraite blasen? Nein, das geht nicht — das ist unmöglich, mein Kind!“

Innocent sah sich genöthigt, seine ganze ihm zu Gebote stehende Beredtsamkeit aufzubieten, indem er ihm von Pater Hilaire eine Schilderung entwarf, von dessen bittern Erfahrungen sprach, die ihn bis zum Zweifel an der Tugend gebracht, dann von Abbé Bernard redete, der dies eine besondere Schwäche genannt und dabei versichert habe, er sei trotzdem ein kindguter Mann. Diese Reden würden auf Michel wenig Eindruck gemacht haben, indeß die Betheue=

rung Innocents, daß er nie mehr diesem Einflusse sich hingeben werde, besänftigte endlich den alten Michel, daß er seinen Entschluß, den Pater Hilaire zur Rede zu setzen, aufgab. Die Versöhnung war geschlossen.

Michel hatte es zur Bedingung gemacht, daß Innocent nie wieder das Haus in der Straße François betreten sollte.

In der That war mit dieser Stunde, welche Beide bald auf immer getrennt hätte, bei Innocent die ganze Heiterkeit seines Gemüths zurückgekehrt, als wenn die Kluft zwischen ihm und Michel nun für immer gänzlich gefüllt wäre — die seinem Herzen künstlich angesetzten Schlacken waren in dieser Stunde abgefallen.

Das erste Zeichen des wiedergekehrten Vertrauens, der alten Liebe gegen Michel bestand darin, daß er diesen von dem Besitz der von Hilaire zum Geschenk erhaltenen hundert Francs unterrichtete.

„Schicke sie ihm zurück!" rief Michel — „Du bist kräftig und jung, verdienst Dein Brot, Du brauchst kein Almosen, mein Junge."

„Nein, Papa Michel, das wäre thörigt," antwortete Innocent lachend — „ich werde diese hundert Francs behalten — Pater Hilaire ist alt, wenn er stürbe, würde sie dann ein Andrer erben, warum soll ich mir selber schaden? — Diese hundert Francs sind sehr unschuldig."

„Hm, mein Junge, ehemals würdest Du anders gesprochen haben," bemerkte Michel.

„Ich bin klüger geworden," Papa — „parbleu, man muß sich in Alles hineinfinden."

Michel äußerte weiter nichts, indeß die Bemerkung konnte ihm nicht entgehen, daß Innocent dem Gelde einen höheren Werth jetzt beilegte, als früher. So hatte er ihm auch funfzig Francs, von seinem Arbeitslohne erspart, gezeigt.

Michels Armuth hatte ihn weit von Allem entfernt gehalten, was irgend einer Verschwendung ähnlich sah, demohngeachtet war er nichts weniger als Knauser, — die Sparsamkeit Innocents gefiel ihm daher nicht, sie erschien ihm wie ein Flecken auf einem weißen Tuche, sie war unnatürlich, in solcher Jugend ist man nie darauf bedacht, zurückzulegen. Indeß Michel glaubte nicht das Recht, über diesen Gegenstand sich auslassen zu dürfen, zu besitzen, weil eine Bemerkung dagegen leicht einer Deutung unterliegen konnte, welche seine Meinung in ein ganz andres Licht stellen mußte. Es war ihm genug, zu sehen, daß Innocent wieder das heitre jugendliche Gemüth war, wie vordem. Seit diesem Tage war der junge Arbeiter auch wirklich umgewandelt, er schien das Versäumte nachzuholen, er besuchte die Cabarets seiner Cameraden und war der Matador ihrer geselligen Vergnügungen.

Michel wurde ganz mit ihm zufrieden. Auch in dem Hause Mr. Simons in der Saint Lazarestraße hatte er Nachfrage nach Mademoiselle Antoinette Schulkowska gehalten,

was er bis jetzt vermieden hatte. Mr. Simon sagte ihm, die polnische Landstreicherin sei längst aus Paris fort. Innocent fand sich dadurch veranlaßt, ihm einige Schmeicheleien darauf zu entgegnen, welche Mr. Simon mit offenbarem Mißvergnügen aufnahm.

So war denn Alles fort und verschwunden, wo Innocent sonst einige heitere, vergnügte Stunden verlebt hatte. Auch die kleine niedliche Terresina in der Straße von Bondi hatte Paris verlassen, wie er erfuhr — er blieb also auf den Umgang seiner Cameraden beschränkt und die Sonntage verlebte er im Jubel der Cabarets.

Der Zufall führte Abbé Bernard in das Waisenhaus, er traf mit dem alten Michel zusammen, der ihm ohne Umstände den Auftritt mit Innocent mittheilte.

Bernard hörte mit dem größten Erstaunen zu und ließ sich Alles noch einmal erzählen.

„Mein braver Michel," sagte er, ihm die Hand reichend — „ich hätte nie für möglich gehalten, daß diese Thorheit des alten Mannes solch einen schrecklichen Einfluß auf den guten Innocent ausüben könnte — danken wir dem Himmel, daß dieser unselige Argwohn in diesem jungen Herzen vernichtet ist. Aber ich werde mit Herrn Hilaire ein ernstliches Wort darüber sprechen — mein Gott! welch' eine Kränkung muß das für Sie gewesen sein!"

Diese Theilnahme that dem alten Michel sehr wohl.

„Ja," sagte er — „wenn alle Geistliche so rechtschaffen als Sie dächten."

„Verdammen wir nicht Alle, guter Michel, wenn auch Einige fehlen," antwortete der Abbé mit Gutmüthigkeit — „vergessen Sie nicht, daß der Geistliche immer ein Mensch ist, schwach und fehlerhaft wie seine Mitmenschen."

Die Führer.

In einem der größten Hotels in der Straße Richelieu machte fast anderthalb Jahre später ein junger schöner Fremder, den man allgemein für einen Nordamerikaner hielt, besonderes Aufsehen.

Sein Reichthum stellte sich in der geringsten Kleinigkeit heraus, die prachtvollste Equipage, die reichste Livrée, eine schwelgerische Tafel und alle jene Merkmale großen Vermögens hatten ihm ein Renommée erworben, welches dem einfachen Namen dieses jungen und schönen Mannes einen Nimbus verlieh, der wohl eines Fürsten würdig gewesen wäre.

Sir Richard Franklin wurde für Lebemänner von Paris ein hellglänzender Stern, um den sie sich sammelten, um — von seiner verschwendrischen Ausstrahlung zu profitiren. Sir Richard Franklin wies in seinem Umgange eine feine Hofbildung, nichts in seinem Wesen widersprach der

Vermuthung, daß er einer sehr vornehmen Familie angehörend, es für zweckmäßiger gefunden hatte, um seinem Hange zu Vergnügungen nachzuleben, einen so einfachen Namen anzunehmen.

Sir Richard führte eine junge Dame mit sich, welche er, wie sich aus seiner Zärtlichkeit schließen ließ, leidenschaftlich liebte. Mademoiselle Virginie war ein schönes Mädchen, welches ganz die Leidenschaften ihres Geliebten theilte, das heißt, eine eben so große Verehrerin und Anhängerin der Vergnügungssucht war wie er. Seit Sir Richard Franklins Anwesenheit in Paris war sein Hotel der Tummelplatz der Roué's und der Sammelplatz der leichtfertigen Damenwelt der höheren Classen. Bis tief in die Nacht hinein dauerten gewöhnlich die Soupers, die Spielgesellschaften und Routs.

Wir führen den Leser in dies Haus des Reichthums und der Verschwendung und zwar in das Boudoir Mademoiselle Virginiens.

Es ist fast Mittag — die lustige Gesellschaft von gestern Abend hatte bis zwei Uhr des Morgens gedauert, Mademoiselle ist erst aufgestanden, das laue Bad, duftend von köstlichen Wässern, hat ihren schönen Körper gestärkt — die Amüsements und der Dienst Cytherens erschlaffen zu leicht, die physische Natur bedarf der Kräftigung. Mademoiselle Virginie ist ganz für die Freuden der Liebe, wie für die Vergnügungen des geselligen Lebens geschaffen, ihr schöner blendend weißer Körper scheint eisenstark den heftig-

sten Angriffen dieser Leidenschaften zu widerstehen — ihr Fleisch ist nicht welk, sondern zart, elastisch, frisch wie das einer unbefleckten Jungfrau, die zahllosen Hilfsmittel zur Erhaltung, zur Verschönerung dieser physischen Schönheit sind in ihrem Besitz, ihre übergroße Eitelkeit trägt, um die Frische des Teints nicht zu verlieren in einsamen Nächten, eine mit Rosenöl angefeuchtete Teiglarve — diese Vorrichtung giebt ihrem reizenden Gesicht eine Feinheit, eine so schöne zarte Haut, eine wunderliebliche Frische, die ihre Reize erhöht und ihre Jugend strahlend macht, sie erscheint als verkörperte Venus.

Der Reichthum ihres Geliebten bietet ihr alle Hilfsmittel zur Conservirung ihrer Reize, die Natur hat ihr besonders wohlgewollt, sie gab ihr jenen Schein kindlicher lieblicher Unschuld, welcher wie geheimer Zauber die Herzen fesselt und selbst eine Häßlichkeit verschönern würde.

Mademoiselle Virginie ist fern von dem aufdringlichen Wesen, welches eine verfeinerte Schamlosigkeit zu sein pflegt, sie ist immer weiblich, das Glück lächelt in ihren sanften Zügen und eine Schüchternheit, die man eine durchsichtige Glorie nennen kann, umgiebt mit leichtem ätherischem Duft ihre schöne Gestalt und verleiht ihr einen wunderbaren Reiz — Niemand kann sie ohne lebhafte Bewunderung sehen, Sir Richard nennt sie stets seine himmlische Madonna.

Niemand hat Virginie eingeweiht in Cytherens Mysterien, ihr eigenes Genie ist ihre Stütze, ihr Berather, sie erfindet stets neue Genüsse und Sir Richard schwelgt in

denselben — dadurch hält sie ihn gefesselt. Ihr Boudoir ist an Pracht dem einer Fürstin nicht nachstehend, die Tapezierer von Paris haben Wunder geliefert, es ist ein bewegliches Boudoir, das sich zweimal verwandeln kann nach der Laune der Besitzerin. Eine geringe Vorrichtung macht es möglich, die Decoration dieses Boudoirs mit einem Schlage wie durch Zauberei zu verändern. Einer der herrlichsten Kiosks, dessen Malerei täuschend die Besitzerin mitten in jene morgenländische Empfindungen für die Ruhe versetzt, welche den Orientalen als Hauptbedürfniß des Lebensgenusses erscheint, ist für die Stunden des Nachmittags bestimmt.

Das Tafelwerk der Wände schiebt sich in einander, der Kiosk verschwindet schnell und doch sichtbar, eine reizende, von der Morgensonne in lichtem Goldroth glühende Landschaft am Meeresufer, wie von einem offenen Balconzimmer aus gesehen, umgiebt Virginien.

In dieser wie von Leuchtkäfern glühenden Luftumgebung ist sie schön wie Venus, die Reflexe des lichten Duftes erheben ihren weißen Teint zu einem Rosenschimmer. Diese Decoration umschließt sie, wenn sie dem Bade entstiegen ist, sie schmeichelt ihren Sinnen.

Im weißen, einfachen, fast durchsichtigen Gewand ruht sie, umfangen von diesen lieblichen wunderbaren Täuschungen, auf elastischen Polstern, hinter ihr kniet ein Mädchen und ordnet ihr lang herabhängendes Haar — Virginie scheint noch zu schlummern, den Ellnbogen auf das Polster

gestützt, ruht ihr Gesicht in der hohlen Hand, ihr weißes Gewand, welches einem Bademantel gleicht, einer weiten faltigen Blouse, hat sich über der Brust aus der Schnur gelös't, ihr Busen ist unbedeckt, in sanften Athemzügen hebt sich dieser schöne Körpertheil, der lebend gewordener Marmor zu sein scheint. Die Luft ist lau, von süßen Parfüms durchwürzt. Das Mädchen ist mit dem Haarputz fertig.

„Laß mich ruhen, Narcisse!" sagt Virginie. — Das Mädchen verschwindet, die weichen Decken saugen den Schall jedes Trittes ein, Kommen und Gehen ist in diesem reizenden Gemache keine Störung, auch die Vorzimmer, ehe man zu diesem Heiligthume gelangt, sind mit so weichen Decken belegt, daß nur die Stimme, nie der Tritt stören kann, die Thüren sind durch schwersammetne Vorhänge ersetzt, so wird jedes Geräusch vermieden. Diese köstliche süße Ruhe wiegt Virginie in sanften Schlummer.

Eine Viertelstunde später tritt Sir Richard hinter einem Vorhange, der eine zweite zu seinen Zimmern führende Thüre ersetzt, herein. Ein seidener Schlafrock umhüllt ihn. Leise naht er sich, die schöne halbnackte Schlummernde fesselt seine Augen, sie strahlen voll Entzücken, er betrachtet sie lange; dann kniet er leise und vorsichtig neben dem Polster nieder und seine Lippen drücken sich auf diesen vom sanftesten Morgenlicht überstrahlten Busen — Virginie erwacht von der Berührung, sie lächelt ihm entgegen und schlingt ihren Arm um ihn.

„Mein Geliebter!“ flüstert sie mit sanfter melodischer Stimme. „Ah, wie schön Du bist, Virginie!“ ruft Richard — „Mahoms ewig jugendliche und schöne Houris des Paradieses sind nicht schöner als Du — die Phantasie ist zu arm, um solche Reize sich zu denken.“

„Du schmeichelst, Richard, aber das gefällt mir.“

„Nein, Du irrst, Virginie, wenn Du es für Schmeichelei hältst, das ist Wahrheit, ich liebe Dich glühend.“

„Wirklich?“ lächelte Virginie — „ich Dich auch, Richard.“

„Ich begreife die Menschen nicht, die nur im steten Wechsel des Gegenstandes ihrer Liebe einen Reiz finden — sie sind auch nicht so glücklich wie ich, sie besitzen keine Virginie.“

„Du wirst mich eitel machen, Richard.“

„Oh, Du kannst es auch sein, Virginie, hast Du noch nicht gesehen, wie Alle mich um Dich mein Kleinod beneiden? Du bist die Königin des Tages, wie Du meine Königin bist.“ Virginie schien einem Gedanken nachzuhängen.

„Was sinnst Du?“ fragte Richard.

„Ja es ist wahr, man rühmt meine Schönheit sehr oft — der schwarzlockige italienische Prinz scheint in mich verliebt — das kleine Aeffchen. Warum warst Du gestern auf ein Mal so finster, als er mit mir sprach?“

Richard schien diese Frage übergehen zu wollen, er begann von etwas Anderem zu sprechen, Virginie aber war hartnäckig. „Du entgehst mir nicht, Richard,“ sagte sie

lachend. „Warum wurdest Du gestern mit einem Male so finster — habe ich kein Recht dazu, es zu wissen. Ei, Du liebst mich nicht, Du sagst wohl so, aber Du verschweigst mir etwas, das mich besorgt macht.“

„Närrchen, es ist eine Schwäche von mir,“ antwortete Richard — „eine lächerliche Schwäche, nichts anders — ich bin eifersüchtig.“

Virginie lachte, sie verstand den Sinn dieses Ausdruckes nicht, er mußte ihn ihr erklären. „Ich empfinde eine Besorgniß, wenn ich Dich vertraut mit einem der jungen Männer lachen sehe, wenn ich bemerke, daß Du Dich in ihrer Gesellschaft gefällst, ich fürchte, Du könntest mir untreu werden. Dieser italienische Prinz hat glühende Augen, man sagt, er sei ein Schmetterling gewesen, ehe er seine Gemahlin, eine schöne junge russische Fürstin heirathete.“

„Er ist verheirathet und Du fürchtest ihn?“ rief Virginie laut lachend.

„Warum nicht?“ fragte Richard ernst — „er versteht die Kunst sich einzuschmeicheln, er ist ein hübscher Mann, geübt in Verführungskünsten aller Art. Dazu noch sein unglückliches häusliches Verhältniß.“

„Ist er arm?“ fragte Virginie ihm in's Wort fallend.

„Nein, er ist reich; aber lebt seit einiger Zeit mit seiner Gemahlin, welche ihn in der ersten Zeit ihrer Ehe vollkommen despotisch beherrscht hat und ihn aller Welt entfremdete, höchst unglücklich. Wäre es nicht möglich, daß er sich für das häusliche Unglück mit seiner Gemahlin

auswärts zu entschädigen, daß er Freude, Liebe, Genuß suchte."

„Und warum handelte die Fürstin so?" fragte Virginie.

„Man sagt, sie liebe ihn zu sehr, sie sei bis zum Wahnsinn eifersüchtig und fürchte jeden Umgang, den er mit andern Damen haben könne."

Virginie schien wenig von dieser Schilderung Afanasia's berührt zu werden. „Wenn sie schön ist, wie Du sagst, ist sie selber Schuld an Allem," sagte sie — „ihre Schönheit hätte ihn fesseln müssen."

„Jener junge wohlbeleibte Mann, der Fürst Valerian Grusinsky ist sein Schwager," bemerkte Richard — „man sagt auch, dieser hätte ihn dem Despotismus seiner Gemahlin entzogen und die Familie soll deßhalb in argen Zwiespalt mit einander gerathen sein."

Virginie lachte laut. „Ah, dieser unverwüstliche Gourmand, dessen einzige Rede ein köstliches Diner oder ein brillantes Souper zu sein pflegt! Er hat nur Einen Sinn, das ist seine Zunge, die mit dem Magen eine Allianz auf Tod und Leben geschlossen zu haben scheint. Ich lache stets über ihn, er ist im Buffet zu Hause, und die einzige Leidenschaft die er noch zeigt, ist der Spieltisch, wo er jederzeit bedeutend verliert. Der Verlust macht ihm keinen Aerger, er setzt sich mit dem größten Appetite vom Spieltisch an die Tafel."

Richard stimmte in den heiteren Ton ein, Valerian

Grusinsky war in der That ein höchst ergötzliches Exemplar eines Schlemmers, der Genuß der gewürzreichsten Speisen, der feurigsten Weine versenkte ihn in eine wahre Seligkeit, nur bei Tafel war er glücklich, außer dieser Zeit fühlte er schreckliche Langeweile. Das Uebermaaß in der Befriedigung seiner Leidenschaft hatte ihn für alles Andere träge gemacht, alle edleren Gefühle in ihm ertödtet, er war nichts als Schwelger ohne Seele, ohne Herz, denn er kannte auch kein Mitleid mit den Bedürftigen und reichte von dem Ueberflusse nicht einen Krumen Brot dem Hungernden.

„Du hast ja auch eine neue Bekanntschaft gemacht, Richard?" fragte Virginie — „wer ist der Herr, der Dir seit einer Woche unsre kleinen Feste so geschmackvoll arrangirt?"

„Graf Borgia, ein Italiener, ein Mann vom feinsten Geschmack, der eine närrische Zuneigung zu mir gefaßt und mir zugeschworen hat, in diesem Leben nicht mehr von meiner Seite gehen zu wollen. Er ist ein höchst angenehmer Gesellschafter und weiß stets neue Abwechslungen, immer etwas Pikantes zu ersinnen, um die geringste Anwandlung der Langeweile zu verscheuchen. Ich danke dem Himmel, der mich ihn finden ließ."

„Allerdings, sein Genie ist glänzend, wenn auch seine Artigkeit gegen mich nicht so glänzend ist," bemerkte Virginie — „er scheint mich nicht sehr zu beachten."

Richard lachte. „Kind," sagte er — „Graf Borgia ist ein Mann, der alle Genüsse des Lebens aus Erfahrung

kennt und dessen ganzes Streben, wie er selbst sagt, jetzt nur darauf gerichtet ist, den einzigen alle Leidenschaften überwiegenden Genuß, die Quintessenz aller Lust und Vergnügungen, die Geselligkeit, nach Kräften zu unterstützen. Er sagte mir bei unsrer ersten Bekanntschaft vertraulich: Ich liebe Sie, Sir, weil Sie, so jung noch, vernünftig sind. Viele reiche junge Männer wälzen sich in einer Leidenschaft allein umher und ruiniren sich durch diese einseitige Richtung an Geist und Körper. Ein Glück für sie, wenn sie in reiferen Jahren zu der Einsicht gelangen, daß die Geselligkeit aller Leidenschaften Spielplatz ist — eine Leidenschaft allein regt auf, weil sie sich von selbst zum Extrem steigert, — wer reich ist und blos einer Leidenschaft huldigt, ist ein Narr, der sein Leben vergeudet, er genießt von hundert Freuden nur eine, welche er später bereut."

„Und der Graf hat Recht, die Geselligkeit würzt das Leben, Vergnügen reiht sich an Vergnügen, jeder Tag bringt etwas Pikantes, Neues. Im Uebrigen, Virginie, wirst Du bald näher mit ihm bekannt werden, er erwartet seine Nichte binnen Kurzem in Paris."

Virginie äußerte nichts darauf. Richard küßte sie, und nachdem er sie aufmerksam gemacht hatte, daß sie nach eingenommenem Dejeuner eine Spazierfahrt machen würden, verließ er sie. Virginie blieb gedankenvoll allein zurück. In ihrer Seele waltete eine ganz besondere Aufregung. Richards Erzählung von dem schwarzlockigen italienischen Prinzen hatte eine wunderbare Sympathie für denselben er=

weckt; wie er unterm Despotismus seiner jungen und schönen Gemahlin gewesen, so stand sie unter dem Richards. Sie besaß Alles, nur keine Freiheit, sein Wille entschied über alle ihre Meinungen. Von Allen ihrer Schönheit wegen gepriesen, war sie seine Sclavin, welche sich allen seinen Launen fügen mußte. Virginie war der Wollust ergeben, die eifrigste Dienerin derselben, die Wollust aber findet nur im Wechsel ihren Hauptreiz. Die Wollust ist ein Extrem, wie der Communismus es ist, — die Wollust ist auch daher ein physischer Communismus. Virginie fand einen besonderen Reiz in dem Gedanken, in diesem Sinne eine unumschränkte Freiheit zu besitzen. Sie hatte für Richard allerdings eine flüchtige Neigung empfunden, allein seine eigne Sinnlichkeit zerstörte im Voraus jeden bessern Aufschwung, den Virginie in Bezug auf eine sittliche Liebe hätte nehmen können. Das schmeichelte wohl Virginiens Sinnen, vernichtete aber schon im Keime jeden tugendhaften Gedanken in ihr und zugleich jene Hochachtung für Richard, welche zu einer Grundlage für ein edleres Verhältniß nöthig gewesen wäre. Nur der Reichthum Richards, die Großartigkeit der jetzigen Lebensweise in Glanz und Fülle, die Erfüllung ihrer Wünsche und Neigungen durch die Macht des Geldes, der stets sie umgebende Schimmer der Vornehmheit gaben diesem Verhältniß zwischen ihr und Richard einen Reiz, dessen Wirkung sich erst durch Gewohnheit minderte. Sie befand sich jetzt in diesem Falle, der Reiz der Neuheit hatte nachgelassen und sie strebte nun

nach dem des Wechsels. Es war für sie ein eigenthümlich lockender Gedanke, den schwarzlockigen Italiener sich zu gewinnen. Seine Gemahlin wurde ihr von Richard als jung und schön geschildert, ein Sporn für sie, die Macht ihrer Reize dagegen zu messen. Diese Idee ward ihr so lieb, daß sie sich gänzlich mit ihr beschäftigte — sie fühlte keine Neigung mehr für Richard, nur die Gewohnheit und die Abhängigkeit von ihm bildeten das Band ihres Verhältnisses mit ihm — die Nothwendigkeit ihn zu fesseln, war ihr eine Last, welche nur durch den schauerhaften Gedanken an ihre Armuth, ihr gänzliches Verlassensein erträglich gemacht wurde. Der Gedanke an die Armuth war ihr, da sie jetzt den Reiz eines Lebens in Reichthum kennen gelernt hatte, ein schrecklicher. Sie dachte an jene Zeit, wo sie als Kind des armen Arbeiters in der Straße Reine Blanche gelebt hatte und ihre einzige Furcht war, Papa Perigord einmal zu begegnen. Indeß dieser Gedanke verschwand dann wieder unter der Wahrscheinlichkeit, daß der alte brave Michel in der vornehmen Dame sie nicht so leicht wieder erkennen würde; auch an Innocent, ihren Bruder erinnerte sie sich, vor ihm hatte sie weniger Furcht, er war jung, lebenslustig, daher dem Glanze, wenn er auch die Schande als Fundament hatte, eher zugänglich, sein heiteres Gemüth mußte leichter den Schmutz des Lasters übersehen, der sich unter einem Goldschimmer verbarg. Richard ahnte nicht, daß sie hier in Paris noch einen Bruder und einen Pflegevater habe, sie hatte ihm dies absichtlich verschwiegen, da sie sich ihrer nie-

deren Erziehung schämte. Am Liebsten verweilte sie bei einer Erinnerung, die mit ihrer jetzigen Lebensweise genau zusammenhing, es war die an Nini Marmison, ihre erste Lehrerin in der Schule des Lasters. Zuweilen wünschte sie, dies Mädchen zu sehen.

Einige Tage später führte Richard die Nichte des Grafen Borgia bei ihr ein. Auch der Graf war dabei zugegen. „Ich hoffe," sagte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln, — „Sie werden Comtesse Julietta, meine Nichte, lieb gewinnen. Ihre beiderseitige Jugend und Schönheit sind schon zwei so hervorstechende Sympathieen, daß ich fest überzeugt bin, es werden sich ähnliche in anderer Beziehung finden."

In der That war die Comtesse eine schöne üppige Gestalt und zwischen ihr und Virginie der Unterschied vorwaltend, wie ihn die Maler der niederländischen Schule und die der italienischen in ihren Figuren aufstellen. Die Comtesse war eine volle lebenskräftige Gestalt, sie repräsentirte das Materielle, Virginie das Verfeinerte, Aetherische. Richard sagte: „Je mehr ich Sie anschaue, Comtesse, desto mehr kommt mir die Ahnung, als müßte ich Sie schon früher einmal gesehen haben, und doch wenn ich versuche, ein bestimmtes Bild ähnlicher gesehener Züge in mir fest zu halten, so verschwimmt Alles, ich bin nicht im Stande über diese seltsame Gedächtnißschwäche, welche sonst nicht mein Fehler ist, mit mir in's Klare zu kommen. Eben so ging es mir mit dem Herrn Grafen. Auch für ihn lebt

eine Erinnerung von Aehnlichkeit seines Aeußeren, seines Antlitzes in mir, aber eben so unbestimmt."

„Es mag sein, daß eine Art Seelenverwandtschaft zwischen uns besteht," lächelte Graf Borgia — „denn wenn wir einander früher im Leben begegnet wären, so würde es wohl eine Unmöglichkeit sein, die Erinnerung daran so gänzlich zu verwischen."

„Ich habe erst vor vierzehn Tagen Italien verlassen, mein Herr," sagte die Comtesse — „es müßte denn sein, Sie hätten mich gestern Nachmittag über den Pontneuf nach dem Malaquai Quai fahren sehen. Es war mein erstes Geschäft, ehe ich den Grafen meinen Onkel aufsuchte, Briefe an den Prinzen Paolo abzugeben, er gehört einer der vornehmsten römischen Fürstenfamilien an, welche seine Rückkehr nach Rom wünscht."

„Sie haben also seine Gemahlin gesehen, Comtesse?" fragte Virginie neugierig, „ist sie schön?"

„Jung und schön; aber nicht glücklich, wie mir schien," antwortete diese.

„Ihre Bemerkung zeigt von Ihrem richtigen Urtheil, schöne Comtesse," versetzte Richard — „man sagt, sie lebe seit einiger Zeit unglücklich mit ihrem Gemahle, der zufällig seit Kurzem mein Hotel besucht und sich für den Zwang zu entschädigen strebt, den die Fürstin ihm, vertrauend auf seine Liebe zu ihr, ihm auferlegte."

Comtesse Julietta lachte. „Dann ist sie eine Närrin," sagte sie — „ich betrachte die Liebe anders. Sie ist frei,

wählerisch, wechselnd, schmetterlingsartig — leicht zum Ueberdruß geneigt, wenn der Reiz zur Gewohnheit geworden."

„Lassen wir nun die Damen allein, Sir Richard," sprach Borgia, — „wir haben noch in Bezug auf das Arrangement zu dem morgenden improvisirten Balle, den Sie in der neu angekauften Villa an der Straße von Orleans geben wollen, sehr viel zu überlegen und anzuordnen."

„Es ist wahr. Kommen Sie, Herr Graf."

Beide verließen die Damen. Comtesse Julietta besaß jenes schnell gewinnende Wesen, das selbst das Herz des Schüchternsten erschließt, und so gelang es ihr, ehe noch eine Stunde verflossen war, Virginie zu ihrer Freundin gemacht zu haben. Julietta war eingeweiht in die Geheimnisse der vornehmsten Häuser Roms, ihre Erzählungen übten einen wahrhaften Zauber auf Virginie aus, sie hörte ihr mit Entzücken zu, die schöne Sünde, ihre Lieblingsleidenschaft, wob sich wie ein goldner Faden durch Alles, was Julietta erzählte, sie verstand es, das Laster in den reizendsten Farben zu schildern, ohne an irgend eine Gemeinheit anzustreifen. Ihre Moral war lasterhaft, aber in einen Duft gehüllt, der alles Anstößige spielend zu verhüllen schien, desto mehr aber die Sinne anregte. „Ich kenne kein höheres Vergnügen, als die Wonnen der Liebe," bekannte Julietta offen — „um sie dreht sich alles Geschaffene — das höchste Glück eines Weibes ist, ein solches Geheimniß zu

besitzen, es zu nähren und zu schützen vor Argusaugen. Besitzen Sie keins, meine neue schöne Freundin?"

„Bis jetzt nicht," antwortete Virginie über diese ihr unbedingtes Vertrauen auffordernde Frage lachend, obwohl sie eine kleine Verwirrung nicht gut verbergen konnte.

„Nicht?" fragte Julietta, sie scharf ansehend — Virginie senkte die Augen. „Sie besitzen eins und wenn es auch nur noch ein bloßer Gedanke ist!" neigte sich Jene flüsternd zu ihr nieder.

Der Unfriede mit seinem Gefolge von Kummer und Unglück hatte sich in dem Hotel am Quai Malaquai fest eingenistet. Was Afanasia so sehr befürchtet hatte, den Umgang ihres Gemahls des Prinzen mit den jungen Lebemännern seiner früheren Bekanntschaft, war die Ursache all des Unglücks, welches jetzt einen so furchtbaren Einfluß auf ihn ausübte. Noch war dies Uebel nur ein mehr eingebildetes, als ein wahres, ihr unseliger Hang zur Eifersucht trieb es jedoch zum Extrem. Prinz Paolo hatte keinen Gedanken, seiner schönen Gemahlin seine Liebe zu entziehen, nein, er liebte sie wirklich, er war kein bösartiger Charakter, nur ein schwacher, der jedem Anstoß leicht nachgab. Die Reden des Abbé Bernard hatten ihm einen solchen Anstoß gegeben. Wir können den Charakter des Prinzen mit einem Saiten-Instrumente vergleichen, welches nur leise berührt, aus allen Saiten ein zitterndes Klingen hervorruft, selbst der Luftzug übt einen solchen Einfluß auf das leicht erregte Instrument. Afanasia hatte es sorgsam

vor jeder äußeren Berührung behütet, aber sie vermochte nicht gegen den Hauch eines verrätherischen Mundes es zu beschützen. Eines Tages hörte sie mit Erstaunen, daß ihr Gemahl ausgefahren sei, ohne, wie er stets zu thun pflegte, sie zu seiner Begleitung einzuladen. Das beunruhigte sie. Er blieb lange aus — jede vorübergehende Viertelstunde machte sie unglücklicher, ihre lebhafte Phantasie schuf sich Schreckbilder — endlich gegen Abend kam er zurück, heiter und vergnügt, also das Gegentheil von der Stimmung, in der er seit längerer Zeit sich schon befunden hatte. Ach, seine Heiterkeit war für Afanasia ein Schlag, der alle ihre Befürchtungen hervorrief. Sie wagte es ihm gelinde Vorwürfe zu machen. Paolo erklärte ihr lachend, daß er nicht Lust habe, sich von Andern bespötteln zu lassen, welche seine Zurückgezogenheit von der Welt aus einem Gesichtspunkte betrachteten, der selbst ihr nicht angenehm sein könne, indem sie leicht in den Verdacht, die Ursache seiner Zurückgezogenheit zu sein, gestellt werde.

Afanasia erröthete, sie fühlte die Wahrheit dieser Entgegnung. „Und wer hat Dir diese Nachricht hinterbracht?" fragte sie.

„Wer? wie seltsam Du frägst! Abbé Bernard — frage ihn selber, Afanasia, er sah, daß ich verstimmt war, daß diese gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt eine sehr üble Einwirkung auf mich macht. Ich werde wieder Gesellschaften besuchen — ich fühle mich heute schon heitrer, die Zerstreuung thut mir wohl."

Afanasia beherrschte sich mit Mühe, in diesem Augenblicke war ihr die Macht über ihn entrissen, und jeder Tag von jetzt an, zeigte ihr, wie sich allmählig das Band lockere, welches sie so fest um ihn geschlungen zu haben glaubte. Prinz Paolo fand keine Freude mehr zu Hause, Afanasia beobachtete eine Zurückhaltung gegen ihn, welche ihn wie feindlicher Hauch von ihr abstieß — der Frieden dieses Hauses war gestört für immer. Afanasia, zu stolz, um einen Schritt zu thun, welcher das gelockerte Band ihrer Ehe wieder hätte befestigen können, verharrte in feindseligem Schweigen. Die Fürstin Mutter war die einzige, welcher sie Vertrauen schenkte, und so erfüllte dies häusliche Unglück auch das Herz dieser ehrwürdigen greisen Frau mit tiefem Kummer. Sie versuchte, das gestörte Glück zwischen Afanasia und Paolo wieder aufzurichten, — Paolo hegte große Ehrfurcht für sie; aber der Saame des Unfriedens, der Abneigung schien zu tiefe Wurzeln geschlagen zu haben in se i ner Seele. „Afanasia vergißt, daß ich ihr Gemahl bin, sie vergißt, daß mich mein Rang und mein Reichthum zum Genusse des Lebens, nicht zur Abschließung von der Welt, berechtigen," antwortete der Prinz.

„Aber sie liebt Sie so zärtlich, Prinz," wandte die Fürstin Mutter ein — „betrachten Sie ihr Schweigen nur als das, was es ist, als den tiefen Gram, den sie empfindet bei dem Gedanken, Ihre Liebe verloren zu haben. Vor Ihnen verbirgt sie die Thränen ihres Schmerzes, vor mir macht sie kein Hehl daraus. Ermessen Sie daher den

Gram meines Herzens, Prinz — ich liebe diese Tochter mit aller Zärtlichkeit einer Mutter und — weiß, daß ich meinen Sohn Valerian, der als mein Kind meinem Herzen theuer ist, als die Ursache von Afanasia's Kummer und Unglück anklagen muß. Er führt Sie in die lustigen Gesellschaften, ich weiß es."

„Ich hoffe nicht, gnädige Mama, daß Sie mich über die Wahl meiner Freunde zur Verantwortung setzen wollen," entgegnete Paolo etwas angeregt — „Sie würden mich nur zu dem Vorwurf, den ich Ihnen machen könnte, zwingen, daß Ihre mütterliche Zärtlichkeit gegen Valerian sehr hart an Parteilichkeit anstreift, ich will nicht sagen, an Ungerechtigkeit. Sie lassen ihn darben, er ist genöthigt, Anleihen zu machen, um seinem Stande gemäß zu leben. Ich fand es für Pflicht, diese Anleihe für Valerian zu tilgen, damit der Name vor einem beschimpfenden Wechselarrest gesichert sei."

Die Fürstin Mutter fühlte sich tief indignirt von diesem Vorwurf, der wenn auch in der Hauptsache ungerecht, doch nicht ganz in Bezug auf eine Parteilichkeit gegen Valerian unwahr war — sie versuchte nicht mehr zur Güte zu sprechen, sie hatte die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß ihre eigene Familie sich gegenseitig anfeinde und ihr noch Bittreres bevorstehe. Gräfin Julietta Borgia kam in das Hotel Paolo's, die Briefe, welche sie von der Familie Paolo's zu Rom, den Wunsch seiner Rückkehr dorthin aussprechend, brachte, erschienen der Fürstin Mutter wie ein Wink des Himmels, den unseligen Unfrieden in

der Ehe ihrer Tochter zu enden. Durch eine Entfernung von Paris mußte Paolo aus dem Taumel der Schwelgerei gerissen, welchem er sich in der letzteren Zeit gänzlich ergeben — und von Valerian getrennt werden, der, wie sie glaubte, einen so wesentlichen Einfluß auf ihn ausübte. So traurig es auch war, in den letzten Lebenstagen sich von ihrer Tochter trennen zu sollen, sie fern von sich zu wissen, so erforderte doch deren Glück und Ruhe dieses Opfer. In Rom, glaubte die Fürstin Mutter, würde schon die Familie Paolo's wesentlich beitragen, das glückliche Verhältniß in Afanasia's Ehe aufrecht zu erhalten, Paolo würde mehr dem Einflusse seiner Eltern, seiner Verwandten unterworfen sein. Sie hielt diesen Gedanken fest und theilte ihn Afanasia mit, die mütterliche Ueberredungsgabe schien vortheilhaften Eindruck auf Afanasia zu machen, sie schien diese Ansichten, die ihr eine Wiederkehr ihres Glückes zeigten, mit der Fürstin Mutter zu theilen. Afanasia's schönes Antlitz hatte unter der Einwirkung des schweren Grames, der in ihrer lebhaften Phantasie einen stets erneueten Beistand fand, den Glanz der glücklichen Jugend verloren, jenen unbeschreiblichen Nimbus, der die Ausstrahlung eines heiteren, sorgenlosen Gemüthes ist, das Antlitz war noch schön, aber ernst, gleichsam verhüllt von dem durchsichtigen Schleier der Melancholie. Der Gedanke an eine Wiederkehr ihres ehelichen Glückes lockte wieder ein Lächeln auf ihre Wangen, der Moment der Freude erhob ihren unterm Gewicht der Selbstqual der Eifersucht gebeugten Geist. „Bin ich nicht eine

Thörin," sagte sie zur Fürstin Mutter — „ich peinige mich mit den traurigsten Gedanken und doch steht das Vertrauen, daß Paolo nie sich soweit vergessen wird, meiner Rechte, meiner Ehre, meiner Liebe, in den Armen einer Andern zu vergessen, fest in meiner Seele — ach, gewiß, es hängt nur von mir ab, ihn wieder zu gewinnen, ich will ihn nicht beherrschen, wie früher, nein — ich will mich zur Freundlichkeit zwingen und so feßle ich ihn von Neuem. O geben Sie Acht, Mama, er wird diesen Wunsch seiner Familie, nach Rom zurückzukehren, als eine Gelegenheit aufnehmen, mit mir sich zu versöhnen, mich zu überzeugen, daß nur der Jugendmuth die thörigten Fesseln sprengte, die ich ihm anlegte. Er kann es ja auch nicht anders, nicht wahr, Mama? — Würde er den Wunsch seiner Familie unbeachtet lassen, so rechtfertigte er ja meine Zweifel an seiner Liebe, so würde er mir ja den unumstößlichsten Beweis geben, daß er sich hier gebunden fühlt, daß" — Afanasia konnte nicht weiter sprechen, der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Ursache, die ihm den längeren Aufenthalt in Paris wünschenswerth machen könnte, einer Ursache, die sie nicht einmal mit Namen auszusprechen wagte, erbleichte ihre Wangen zu Schnee — die Fürstin Mutter sah die furchtbare Einwirkung des bloßen Gedankens an Untreue ihres Gemahles, sie zitterte in ihrem Herzen, daß dieser entsetzliche Gedanke wahr werden könne. Welch eine Aufregung bewirkte schon der Argwohn bei Afanasia, um wie viel mehr mußte dann die Ueberzeugung von

der Wirklichkeit ihren leidenschaftlichen Zorn hervorrufen! Der Hang zu dieser Hauptsünde hatte in ihrem Kummer, in ihrer Eifersucht eine besondere Nahrung gefunden, er bedurfte blos des Anlasses zum Ausbruch, um zum Verbrechen zu werden. Die Fürstin Mutter bot alle Mittel der Ueberredungsgabe auf, um Afanasia wieder zu beruhigen, ihre Ahnung traf ein, Prinz Paolo hielt den Wunsch seiner Familie, nach Rom zurückzukehren, für jetzt nicht für ausführbar, er schlug ihn unter einem nichtigen Vorwand ab, die Fürstin Mutter nicht allein in Paris ohne ihre Tochter Afanasia lassen zu können, obwohl die Fürstin Mutter ihm versicherte, daß sie diese Trennung als für die Ruhe und das Glück ihres Kindes erforderlich mit der muthigen Aufopferung einer Mutter ertragen werde. „Ich ahne, warum Sie mich zu dieser Rückkehr nach Rom bereden wollen,“ sagte Paolo lachend — „Sie wähnen mich dort mehr unter Bevormundung meiner Verwandten, ich verstehe Sie, gnädige Mama. Indeß Sie haben gesehen, daß ich mich hier bereits einer mich drückenden und meine Ehre verletzenden Vormundschaft entriß und daher keine Lust empfinde, mich einem neuen Joche unterzubeugen.“

So war also der förmliche Bruch des häuslichen Glückes geschehen und wunderbarer Weise erschien jetzt Afanasia so heiter wie früher, wenn auch zwischen ihr und ihrem Gemahle nur vor den Augen der Welt eine Uebereinstimmung herrschte. Gräfin Julietta Borgia war, wie es schien, ihre Freundin geworden, sie besuchte täglich

das Hotel. Die Fürstin Mutter wurde irr an Afanasia, diese selbst gegen sie verschlossen, ihre neue Freundin hatte ihr ganzes Vertrauen gewonnen, sie fuhr mit ihr aus und vergnügte sich in Gesellschaften, sie schien sich nicht mehr um das Thun und Treiben ihres Gemahls zu kümmern und zwischen ihnen von nun an eine vollkommen unbeschränkte Zwanglosigkeit zu bestehen. Abbé Bernard hatte indeß sich ihren Haß zugezogen und er besuchte, da er sich kalt und gleichgiltig aufgenommen und behandelt sah, nicht mehr das Hotel. Die Fürstin Mutter jedoch blieb ihm gewogen und die Wohnung der Lady Dryfesdale der Ort, wo er sie traf und im Laufe der Unterhaltung alle Vorgänge und Ereignisse im Hotel am Quai Malaquai erfuhr. So sehr dieser Mann auch Menschenkenner war, so machte ihn doch die auffallende Gemüthsverwandlung Afanasia's bestürzt, es war für ihn ein Phänomen, das er nicht zu deuten wußte. Aus Allem, was er in Erfahrung gebracht, ging hervor, daß die Gräfin Borgia einen sehr wesentlichen Einfluß auf Afanasia ausübe. Er konnte sich nur zweierlei Gründe denken, welche Afanasia zu einer solchen unerwarteten Umwandlung ihres ganzen Wesens hatten bringen können. Entweder suchte sie ihrem Gemahl zu imponiren, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ihn vielleicht selbst zur Eifersucht zu reizen, um ihn so wieder zu gewinnen, oder es brütete eine Rache hinter dieser auffallenden Sinnverwandlung. Afanasia's Gemüth war im Bezug auf ihren leidenschaftlichen Zorn ganz für die Rache geschaffen. Diese

Ungewißheit bekümmerte den Abbé Bernard und Lady Dryfesdale nicht wenig. Der Erstere entschloß sich, welche Schwierigkeit sich ihm auch entgegen stellen möge, die Freundschaft der Gräfin Borgia und Afanasia's zu ergründen. Zu diesem Zweck begab er sich in die Wohnung der Ersteren.

Gräfin Juliette war eine Römerin; seine Freundschaften zu Rom unter den hochgestelltesten Männern boten ihm einen hinreichenden Vorwand, Julietta's Bekanntschaft zu machen.

Die Gräfin empfing ihn aufs Freundlichste. Seine Menschenkenntniß zu Hilfe nehmend, glaubte er sich nicht zu täuschen, wenn er sie in die Reihe jener Römerinnen setzte, denen der Beichtstuhl und der Ehebruch zwei unschuldige Spielereien sind, die zur Tagesmode gehören.

In der That gab sich Julietta auch als ein sinnliches Wesen, welches nur seinen Neigungen fröhnt. Er leitete die Unterhaltung auf den Prinzen Paolo, Juliette schien darin einen Anlaß zu finden, sich auf eine fast freche Weise über das Verhältniß zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin auszusprechen. „Sie soll ihn vergessen, sich ihrer Freiheit überlassen, die er ihr durch diese Zurücksetzung freiwillig einräumt, das Leben genießen unbeschränkt, wie er es genießt," sagte sie lachend — „ich habe ihr diesen Rath ertheilt, sie befolgt ihn und fühlt sich glücklich."

Der Abbé hielt es für nöthig, diese unzeitige Rathgeberin einzuschüchtern, da sie ihm durch ihren Einfluß gefährlich schien.

„Madame,“ sagte er — „ich bin der Freund der Fürstin Mutter, die sich sehr unglücklich fühlt bei dem Gedanken, die Prinzeß, ihre Tochter, könne auf Kosten der Ehre ihres Namens ein Unglück durch ein anderes nicht minder großes beschwören wollen. Sie werden daher es erklärlich finden, daß ich mich Ihrem Rathe, der die Prinzeß in den Augen aller edlen Frauen verächtlich machen muß, aufs Ernstlichste widersetzen werde.“

„Ihre Moral, Herr Abbé, rührt mich zu Thränen,“ entgegnete die Gräfin spöttisch — „gestehen Sie mir wenigstens ehrlich zu, daß diese warme Freundschaft nicht ohne Absichten ist.“

„Sie entwürdigen mich, Madame,“ antwortete Bernard, indem er sich entrüstet stellte, „welche Absichten könnte ein Priester haben, welcher....“

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Abbé,“ fiel ihm Julietta lachend ins Wort, „wozu eine Vertheidigung, da ich Sie kenne!“

Bernard fand sich frappirt. „Sie kennen mich, Gräfin?“ fragte er — „und ich sehe Sie das erste Mal in meinem Leben!“

„Sie zweifeln, Herr Abbé und verpflichten mich, Ihnen einige Wahrzeichen zu geben, welche Sie überzeugen werden, daß ich Sie ganz kenne. Hören Sie mir ruhig zu. Wie weit sind Sie mit dem Plan gekommen, der die Erbschaft in den Besitz der,“ — Bernard war so erschrocken, sein Geheimniß hier von einer ihm gänzlich Unbekannten

entschleiert zu sehen, daß er unwillkürlich einen Laut ausstieß, der deutlich zeigte, daß er in diesem Augenblicke nicht mehr die Herrschaft über sich selbst hatte. Julietta lächelte, ihr dunkelglühendes Auge weidete sich an seiner Bestürzung, es brannte wie Höllenfunken auf ihm. „Sie scheinen schon genug zu haben an den wenigen Worten, Herr Abbé, doch hören Sie das zweite Wahrzeichen, es wird Sie nicht weniger überraschen."

„Das junge Mädchen, welches vor zwei Jahren durch Ihren Verrath mit seiner Mutter aus dem Gartenhause am Quai Bethune zur Abendzeit ihren natürlichen Feinden übergeben wurde, — wie aufmerksam Sie plötzlich sind! — ist in Paris und die Geliebte des Prinzen Paolo."

„Virginie?!" rief der Abbé sich ganz vergessend.

„Wollen Sie noch einige Proben meiner Kenntnisse?" frägte Gräfin Borgia.

Der Abbé stierte sie an — er schien sprachlos geworden, in ein dumpfes Brüten verfallen zu sein. Während sein Auge auf Julietta ruhte, zuckte es in seinen Zügen, ein Gedanke durchschwirrte seinen Kopf. Eine lange Pause folgte, von beiden Seiten herrschte Schweigen. Bernard schien mit seinem Entschluß ins Klare gekommen zu sein. Rasch trat er der Gräfin näher, schnell fuhr seine Hand in die Brusttasche seines Rockes und kehrte daraus zurück, bewaffnet mit einem feinen Stilett. Sein Arm zuckte in die Höhe, um die Waffe in die Brust der Gräfin zu senken — diese schien mit Kaltblütigkeit den sie bedrohenden

Stahl zu erwarten. Ihr Blick war so ruhig auf ihn gerichtet, daß er mitten im Stoße nach ihrem Herzen zurückbebte und die Hand sinken ließ. Ein feines dämonisches Lächeln schwebte über das gebräunte Antlitz Julietta's. „Sie sind unvorsichtig, Herr Abbé," sagte sie ruhig — „Sie müssen nie einen Mord vor Zeugen begehen."

„Gräfin!" rief Bernard fast außer sich.

„Sehen Sie sich um!" sprach Julietta. Bernards Blick folgte der Richtung ihres Auges, an der einen Seitenthüre stand Graf Borgia kaltblütig mit über der Brust verschränkten Armen. Bernards Besinnung schien zu weichen, er zitterte. Der Einfluß, dem er hier unterlag, war übernatürlich, er hatte noch nie Entsetzen gefühlt, jetzt durchschüttelt ein unerklärliches Grauen seine Seele — wie an die Stelle gebannt blieb er vor der Gräfin stehen, das Auge auf den unbeweglichen Zeugen seines Wollens gerichtet. „Herr Abbé," sagte dieser — „ich tadle Sie nicht — Sie wollten nur ein Geheimniß beschützen, das Sie verrathen glauben — jedoch hätte ich mehr Ueberlegung von Ihnen erwartet, in Rom hält man Sie für einen umsichtigen Mann, der sich nicht so weit vergessen kann, eines Schreckens, einer drohend scheinenden Gefahr willen die Klarheit seines Scharfblicks aufzuopfern, wie Sie jetzt im Begriff waren. Meinen Sie, daß ein Mord ein solches Geheimniß sichern kann? Sie vergaßen, daß die Gräfin Mitwisser haben könnte — der einseitige Mord hätte Sie nicht gesichert, im Gegentheil würde er Ihnen die Gefahr, ohne Kenntniß

über den ganzen Verrath zu bleiben, aufgewälzt haben, Sie hätten nicht genützt, nur sich selbst geschadet."

„Wer sind Sie?" rief Bernard, sich emporreißend aus den Banden des Schreckens. „Ihre Verbündete!" antwortete der Graf und trat an ein Schreibpult, das er öffnete und eine Schrift herausnahm. „Kennen Sie die Handschrift des Pater Rothaan?" fragte er, indem er das Blatt entfaltete. Bernard warf nur einen Blick darauf, er erkannte die Schriftzüge jenes gewaltigen Mannes, dessen Arme die Erdkugel bildlich umfassen.

Bernard verbeugte sich und trat betroffen zurück.

„Sie wissen, daß es Niemand vergönnt ist, eine Frage über Bestimmungen dieser Art an die Obern zu richten, begnügen Sie sich mit der Erklärung, daß wir um Alles wissen, daß unsre Sendung, obgleich eine gänzlich von Ihrer Arbeit verschiedene, doch für kurze Zeit in dieselbe eingreift. Ihr Wirkungskreis wird nicht beeinträchtigt, im Gegentheil durch unsern Beistand gefördert werden."

Bernard konnte eine Scheu nicht unterdrücken, die er in Gegenwart dieser Beiden empfand. Diese Ruhe, diese Sicherheit imponirte ihm, er kam sich mit seinem stets sorgenvollen Treiben verächtlich vor — es war eine dämonische Größe, vor der er sich beugte. Julietta schien ein Chamäleon, das sich nach Laune verwandeln konnte, sie legte die Ruhe wie eine Maske von sich und scherzte — Graf Borgia ahmte diesem Beispiele nach, und reicher an Erfahrung, mit dem Bewußtsein, zwei Verbündete zu ha-

ben, deren Mission mit in die Seine eingriff, ohne diese zu beeinträchtigen, verließ er zwei Stunden später die Wohnung der Gräfin Borgia. Die Hölle hatte mit ihren treuesten Repräsentanten auf dieser Erde einen Bund geschlossen.

Ueberraschung.

Sir Richard Franklin schien durch den Grafen Borgia erst eingeweiht zu werden in die Mysterien der Verschwendung. Was nur das raffinirteste Genie erfinden konnte, um die Vergnügungen zu steigern, ging von dem Grafen aus, so wie alles Lob dafür auf Sir Richard fiel, dessen feinen Geschmack man pries und rühmte. Diese Schmeichelei der Eitelkeit Richards band diesen immer fester an Borgia, der die geheimen nächtlichen Orgien leitete, welche in der von Jenem angekauften Villa außerhalb der Stadt an der Chaussée nach Orleans gefeiert wurden. Borgia wußte mit einer imposanten Ueberlegenheit Richard die Laster der Völlerei, der Hoffart, der Wollust einzuschmeicheln und doch leistete der bessere Theil Richards immer den Einflüsterungen Borgia's noch Widerstand. Seine Liebe zu Virginie, obgleich sie eine vom Laster der Wollust in den Staub gezogene Leidenschaft geworden war, hielt er noch

für so heilig, daß ihn Borgia mit aller Ueberredungsgabe nicht dazu bewegen konnte, Virginie an diesen nächtlichen und unsittlichen Bacchanalien Theil nehmen zu lassen.

„Nein, sie ist zu schön," erwiderte Richard stets — „es wäre eine Entweihung der Schönheit, sie den Ausschweifungen Preis zu geben — ich liebe sie zu sehr, Borgia, sprechen Sie nichts davon, ich werde nie einwilligen. Ach, Virginie ist nicht heilig und keusch — es wäre lächerlich, vor Ihnen das behaupten zu wollen — nein, sie ist Meisterin der süßen Sünde, aber die Sünde an ihr hat noch den Reiz einer Keuschheit, einer Tugend, sie scheint ein Geheimniß zu besitzen, den Zauber dauernd zu machen — wahrhaftig, Borgia, sie ist tugendhaft im Sündigen."

„Was nennen Sie denn Tugend, was Sünde, Sir Richard?" fragte der Graf — „Sie scheinen sich in diesen beiden Begriffen zu irren. Ich hoffe nicht, daß Sie den Genuß in den Armen eines Weibes Sünde nennen wollen, dann stünde es schlecht um die Menschheit, sie wäre nur eine Frucht der Sünde."

„Das Uebermaß des Genusses ist Sünde, Graf, Sie lachen? — können Sie es anders definiren, ich wäre begierig, eine andere Erklärung zu hören."

„Sie fordern mich auf, Sir, und ich will Ihnen antworten, um Ihnen zu beweisen, daß selbst das Uebermaß des Genusses nicht Sünde ist, die frömmelnden Thoren, die sich als Erleuchtete unter der Menschheit rühmen wollten, haben die Sünde erfunden, sie ist ein Erzeugniß der menschlichen

Eitelkeit und entbehrt aller Wahrscheinlichkeit. Die Urkraft des Weltalls spiegelt sich in allem Lebendigen ab. Die Menschen haben sich bemüht, eine Schöpfungsgeschichte zu ersinnen, es ist ihnen so weit gelungen, als es einem geistig schwachen Wesen gelingen kann, einer Phantasie den Anstrich der Möglichkeit zu geben, und gläubig kaut nun die Menschheit von Jahrtausend zu Jahrtausend das Ergebniß eines phantastischen Kopfes wieder. Man hat sich einen Gott oder drei Götter in Einem ersonnen, weil man den Beweis einer Urkraft nicht begreifen konnte, weil man sich lieber dem Gedanken eines göttlichen Despotismus hingeben wollte, unter dessen Einwirkung der Mensch nichts ist als ein Automat, der aufgezogen grade so lange geht, bis sein Mechanismus aufhört."

„Die Freiheit der Idee einer Urkraft, bestehend aus zwei Extremen, Schaffen und Zerstören, die sich in Allem was wir sehen, in uns selber widerspiegelt, war zu hoch für den Menschentroß, darum erfand man Götter für denselben. Nur Wenige, Erleuchtete fühlten die ursprüngliche Gottheit in sich und begriffen, daß in allem Leben auch die Urkraft wohnen müsse, daß die Hervorbringung des Lebens zu dem süßen nie aufhörenden Kitzel der Zeugung gehöre, welches die Menschen Schöpfung nennen. Die Wollust, wie wir den fleischlichen Umgang mit dem Weibe nennen, ist also nur ein nicht mit Worten, nicht mit Zahlen auszusprechendes vermindertes Gefühl oder Reiz, in dessen Vollkommenheit die Urkraft stets ohne Aufhören schwelgt, unser

Leben ist ein Fünkchen jenes unendlichen Brandes, in dem sich alle Zeugungskraft concentrirt — das Feuer allein gebiert — wir sind also keinem Gott unterworfen, sondern selbst eine Ausströmung desselben, erzeugt nach dem Gesetze der nie endenden Zeugungslust und verlöschend wie der ausglimmende Funke des zerstörenden und neuer Zeugung Platz machenden Extremes der Urkraft.“

„Ich erstarre,“ sagte Richard — „welch’ eine Lehre!“

„Gewiß keine demüthigende für den Menschengeist, sondern eine erhebende,“ antwortete Borgia — „der Mensch ist Gott, wie das Universum Gott ist, selbst seine Laster sind Ausströmungen des Ganzen. Seine Hoffart, welche Sclavenseelen, die weniger glühend den Funken der Urkraft in sich tragen, als Sünde bezeichnen, ist nur ein Bewußtsein seiner Abkunft, er fühlt und erhebt sich zur Urkraft, er ist frei und sein eigner Gott, der keine Rechenschaft gibt. Sein Geiz ist nichts als eine Ahnung jener ewigen Sparsamkeit, die nichts verschleudert, die das Sandkorn nach Millionen Jahren zu einer neuen Erde anhäuft, er ist kein Laster, denn der wahrhaft Geizige genießt beim Anblicke seiner Schätze alle Gefühle des Stolzes, der Wollust, er ist Schwelger. Sein Neid, den die Welt verachtet, ist nur der Drang nach Erhebung, nach Besitz, keine Sünde, denn der Funke der Urkraft ist lebendiger in der Seele des Neid Fühlenden, er will um sich greifen, es ist das Bewußtsein seiner innern Gottheit, die ihn treibt, eben so wie den Zornigen, in dem sich die zwei Extreme der Ur-

kraft, Schaffen und Zerstören, zugleich vereinen, die Rache des Zornigen ist der höchste Wollustkitzel. Der Schwelger im Genuß der Tafelfreuden, den die Thoren Verschwender, Schlemmer und Säufer nennen, ist nur eine veränderte Richtung der Wollust, weit entfernt von der bloßen Idee eines Lasters, in ihm spiegelt sich die stets genießende Urkraft am Deutlichsten wieder.

Von der Wollust habe ich schon gesprochen — nun bleibt noch die Letzte der sieben Neigungen, die in der Urkraft wohnen, welche sie in ihre Erzeugten ausströmt, die sogenannte Trägheit, nicht Phlegma.

Die Trägheit ist ein deutliches Bewußtsein der beiden Extreme und die Ueberzeugung, daß, wie groß auch die Thätigkeit des Lebensfunkens sein mag, er doch nicht dem Verlöschen entgegen gehe. Die Trägheit ist die Essenz aller der Urkraft entströmenden Neigungen, sie ist die Weisheit, die sich selbst genug ist und erhaben über alle Leidenschaftlichkeit."

„So gäbe es keinen Gott?" rief Richard.

„Nein, der Mensch selbst, ein Theil der Urkraft, ist sein Gott, sein Alles."

„Ihre Lehre ist verführerisch."

„Denken Sie darüber nach, Sir, Sie werden sie vernünftig finden und das Bewußtsein, kein Gott, also kein Zwingherr, lös't jene thörigte Furcht vor dieser oder jener außergewöhnlichen That in Nichts auf und zeigt uns, daß es kein Laster giebt, daß der Mensch frei und Herr seiner selbst ist, ohne Rechenschaft abzulegen nach dem Zerstörungs-

prozesse, dem er verfallen muß. Er endet, denn sein Geist ist der in ihm mit dem Tode verlöschende Funke der Urkraft, um neuem Leben Platz zu machen."

Graf Borgia wiederholte diese Lehren öfterer und vergiftete nach und nach das Herz Richards durch dieselben, er fühlte sich freier, zwangloser, denn zuweilen kam unwillkürlich eine Erinnerung an seine im Hause des ehrwürdigen Pfarrers zu Iverting verlebten Knabenjahre in seine Seele — der unerklärliche Lichtstrahl, der ihn in Augenblicken solcher Reminiscenzen schuldloser Jugend umgab, schien nicht mehr die Kraft zu besitzen, diese Regungen des bessern Theiles in ihm gänzlich zu seinem Eigenthume zu machen. Die Liebe zu Virginie allein blieb noch ein Funke des ursprünglichen Edlen seines Herzens, obwohl sie unter den Schlacken des Lasters vergraben war. Darum widerstand er den Anmuthungen Borgial's, sie in die nächtlichen Orgien, welche in seiner Villa gefeiert wurden, einzuweihen. In diesem Widerstande lag noch der Funke der Schaam — er liebte Virginie, er glaubte fest an ihre Treue, an ihre Liebe zu ihm. So lange diese Schaam, dieser Glaube an eine Tugend, wenn sie auch ein Irrthum war, in seinem Herzen lebte, so lange blieb auch der Sieg der Hölle über ihn streitig — dieses letzte Band, welches ihn an den Himmel festhielt, mußte zerstört werden, um ihn von Allem loszureißen, was nur dem Keim einer Tugend ähnlich sah. Die Orgien welche Graf Borgia arrangirte, waren bestimmt, ihm allmählig die letzte Regung sittlichen

Gefühls zu rauben, alle Lüste stürmten auf ihn ein, jede Schaam zu vernichten.

Die Villa war geschlossen, nichts verrieth von Außen das Treiben der wilden Laster, welche hier in voller Nacktheit, jeder Sittlichkeit Hohn sprechend, ihren geheimen Sitz hatten. Borgia's Erfindungsgenie war ein Quell, der stets sprudelte, es fehlte nie an Reiz, stets wurden diese Orgien in neuen pikanten Abwechslungen veranstaltet. Es waren Trunkene, die diese Höllenfeste feierten. — In einer Nacht wurde die Glocke an dem Thore der Villa gezogen. Eine Kutsche hielt vor derselben, zwei Damen stiegen aus. Sie verlangten mit dem Grafen Borgia oder Sir Richard zu sprechen. Glühend vom Weingenuß trat der Letztere an der Seite des Grafen in das Zimmer, wohin man die Damen geführt hatte. Wie erstarrt vor Staunen blieb er stehen, er erkannte jene Dame, die auf ihn, den terminirenden Bruder in der Villa außerhalb Rom, solchen Eindruck gemacht, und durch ihren Anblick ihn zu dem Entschlusse bestimmt hatte, sich dem unerträglichen Zwange des Klosters zu entreißen. Sie indeß schien ihn nicht zu erkennen. Ihre Begleiterin war Gräfin Borgia.

„Sie geben ein Fest, Sir Richard, und wir sind gekommen dies Fest zu stören," sagte die Letztere.

„Zu stören?" rief Richard, — „die Schönheit kann nie ein Fest stören, nur erhöhen, vollkommener machen."

„Nicht immer, Sir Richard," entgegnete die Gräfin — „diese Dame ist die Gemahlin des Prinzen Paolo."

Richard nahte sich und küßte ihr die Hand.

„Sie betrachtet Sie als den Urheber ihres Unglücks," fuhr Jene fort.

„Prinzeß!" rief Richard — „mich als den Urheber Ihres Unglücks? dies ist eine Beschuldigung, die ich nur als einen Scherz betrachten muß, denn ich wüßte nicht wie...."

„Mein Herr," sprach Afanasia — „befindet sich mein Gemahl in der Gesellschaft, die Sie hier geben?"

„Nein, Madame, ich sah ihn heute nur flüchtig, im Vorüberfahren hielt er an meinem Hotel und kam auf einige Minuten herauf zu mir."

„Wissen Sie, wo er sich befindet? haben Sie eine Ahnung, mein Herr?"

„Nein, ich bin nicht allwissend, Prinzeß," entgegnete Richard lächelnd — „aber ich vermuthe, jedenfalls in einer fröhlichen Gesellschaft."

„Ja gewiß!" entgegnete Afanasia — „in einer sehr fröhlichen Gesellschaft. Hier lesen Sie, mein Herr." Mit krampfhaftem Zittern reichte sie Richard ein sehr zerknittertes und bereits halbzerrissenes Billet von superfeinstem Papier mit Goldschnitt. „Lesen Sie, mein Herr!" rief sie — „nehmen Sie keinen Anstand, daß dies Papier in solch einem Zustande sich befindet, ich habe es in denselben versetzt."

Richard öffnete es — er las, das Blatt entfiel seiner Hand. „Virginie," rief er

Eine kurze Pause folgte.

„Ja, Virginie," sprach Gräfin Borgia. „Sie sind von ihr betrogen. Ich fordere Sie auf, mein Herr, mich nach Ihrem Hotel zu begleiten, es ist Ihre, es ist meine Ehre, die eine Entlarvung dieses Betrugs verlangt. Wenn Sie auch keine geheiligten Rechte auf die Betrügerin haben, so werden Sie Ehre besitzen und einer betrogenen Gattin Rechte rächen helfen."

„Virginie!" lallte Richard vor sich hin, er hatte nicht auf die Worte Afanasia's gehört, seine Seele war nur mit dem Gedanken beschäftigt, daß Virginie ihm untreu geworden sei. Er schien diesen Gedanken nicht recht fassen zu können, als wäre er eine Unmöglichkeit. Der Glaube an die Treue, das einzige Band noch, welches ihn an das Edlere fesselte, war gewaltsam zerrissen — mitten im Taumel der wilden und höllischen Orgien, wo das größte Laster, die Unsittlichkeit, jeden Gedanken an Menschenwürde verspottete, traf ihn der Schlag — er bebte, als öffne sich vor ihm der Abgrund der Hölle.

„Ermannen Sie sich doch," sagte Graf Borgia, „vielleicht ist ein Irrthum möglich, überzeugen Sie sich selbst, Niemand ahnt im Hotel Ihre schnelle Zurückkunft. Eilen Sie, guter Sir."

„Ja, ich will," sagte Richard tonlos.

„Ich repräsentire Sie hier," sprach Borgia, „ich hoffe, Sie kommen freudiger wieder als Sie gehen."

„Wenn sie mich betrogen hat, Borgia, dann stirbt

Virginie noch diese Nacht," redete er leise mit vor Wuth gepreßter Stimme.

„Nein, keinen Mord, Sir," warnte Borgia. „Sie stürzen sich selber ins Verderben. Ihr Reichthum schützt Sie in Frankreich nicht vor der Strenge des Gesetzes. Ihre Freiheit ist mehr werth als diese Rache."

Richard fuhr mit Afanasia und der Gräfin nach der Stadt, eine tiefe, schauerliche Stille herrschte im Wagen, der wie im Fluge dahinrollte. An der Ecke der Straße Richelieu ließ Richard halten.

„Gehen wir zu Fuß die wenigen Schritte," sagte er, „das Geräusch des Wagens würde die Ueberraschung verderben."

„Sie vergessen die Artigkeit, Sir," lispelte die Gräfin, „bieten Sie der Prinzeß den Arm."

Richard glich in diesem Augenblicke einer Maschine, die willenlos ihrem Dirigenten gehorcht, er wandelte unter dem Einfluß einer höheren Macht. Als er schweigend der Prinzeß und der Gräfin den Arm bot, fühlten Beide, daß er heftig zitterte. So erreichten sie das Hotel. Richard blieb unwillkürlich stehen, tief Athem schöpfend.

„Sie hat Licht!" sagte er halblaut vor sich hin, da er nach dem Fenster ihres Boudoirs gesehen hatte, dann schritt er mit seinen Begleiterinnen die Treppen hinauf in seine Zimmer. Aus diesen konnte er in die Virginiens gelangen. In diesem sonst lebhaften Hotel schien heute Alles

ausgestorben, nur ein alter Diener hatte ihm seine Zimmer geöffnet und die Kerzen angezündet.

„Kommen Sie," sagte Richard.

Auf weichen Decken, die den Schall jedes Trittes einsaugten, durchschritten sie die Zimmer. Sein Schritt wurde zögernd, als er das letzte Gemach vor Virginiens Boudoir betreten wollte.

„Was zaudern Sie?" fragte die Prinzeß leise.

„Madame, ich stehe vor einem Abgrunde, jeder Schritt führt mich dem Rande näher," antwortete Richard eben so leise, „jetzt noch habe ich den Glauben an Virginiens Tugend, ich will ihn festhalten — kehren wir zurück!"

„Nein, lassen Sie mich allein gehen, ich verlange Ueberzeugung!" entgegnete Afanasia, „es gilt die Ruhe meines Lebens oder Rache!"

„Ein Weib beschämt Sie, Sir!" flüsterte Gräfin Borgia.

„Nun denn," antwortete Richard, „schreiten wir weiter . . ."

Sie traten in das letzte Gemach vor Virginiens Boudoir. Wir haben schon früher bemerkt, daß die Thüren durch Sammetvorhänge ersetzt und auf diese Art jedes Geräusch vermieden wurde. Als sie in dies Gemach, welches für Virginie als Badezimmer diente, eingetreten waren, blieben sie fast gleichzeitig stehen, sie hörten halblaut lachen im Boudoir.

„Kommen Sie,“ flüsterte die Gräfin leise und zog Richard nach dem Vorhange, der das Boudoir verschloß. Geräuschlos und vorsichtig schob sie den Vorhang ein wenig zurück. Richard und Afanasia standen auf der Thürschwelle. Die Letztere taumelte zurück, Gräfin Borgia führte sie fort. Laut durch die Zimmer hallend ertönte plötzlich der furchtbare Ruf „Virginie!“ ein dumpfer Fall folgte demselben, dicht an der Schwelle war Richard zu Boden gesunken, es war dunkel vor seinen Augen geworden, eine Ohnmacht hatte ihn niedergeworfen. Mitten aus dem Taumel der Lust gerissen, schien sein erhitztes, durch die Anklage Afanasia's fast in Stocken gebrachtes Blut, in einer neuen fieberhaften Aufregung, fast die Adern sprengend, einen Schlagfluß herbei geführt zu haben. Als man ihn einige Stunden später fand und ihn zu neuem Bewußtsein gebracht hatte, war auch Virginie verschwunden, mit ihr alle Schmucksachen, welche sie von Richards Liebe empfangen hatte. Am andern Morgen erhielt er von Afanasia durch die Gräfin Borgia folgende Zeilen:

„Die Rache ist das einzige Gefühl, welches mich und Sie für den Raub, welchen man an uns begangen hat, entschädigen kann. Wie wir zusammen den Anblick des niederträchtigsten Betruges theilen mußten, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß Tugend eine Chimäre ist, so wollen wir auch zusammen die Rache genießen an dem, der mir am Altare die heiligsten Eide der Treue schwur. Lassen Sie mich handeln — for-

schen Sie nicht, die Zeit wird Ihnen meinen Plan enthüllen. Verfolgen Sie auch den Prinzen nicht — sein Blut könnte, und würde es tropfenweise vergossen, Ihnen nie die Rache gewähren, die ich mir ausgesonnen."

„Afanasia."

Richards Nachforschungen nach Virginie waren vergeblich, man konnte sie nirgends entdecken, sie hatte die Ohnmacht Richards benutzt, um zu fliehen, ihr Lebensunterhalt war durch den Besitz der Schmucksachen bei einer nicht allzuverschwenderischen Lebensweise auf mehre Jahre im Voraus gesichert.

Die Einwirkung dieses Vorganges auf Richard stellte sich bald heraus, er warf sich in den Strudel wilder Leidenschaften aller Art, in seinen Augen schien nichts mehr Werth zu besitzen. Graf Borgia war sein treuer Freund und Rathgeber. Der grüne Tisch hielt Richard Nächte lang gefesselt und sein Reichthum schwand allmählig unter den gierigen Klauen des Croupiers. Sir Richard Franklins Hotel wurde bald als ein Spielhaus berühmt, das war ein Ruhm, der Richard sein Vermögen zu kosten schien. Wenn irgend eine Leidenschaft entnervt, in moralischer wie in physischer Beziehung, so ist es das Spiel, es tödtet alle besseren Empfindungen, indem es die Gefühle abstumpft, die Orgien in der Villa hatten ihren Reiz für ihn verloren. Valerian Grusinsky, der sich gleichsam an Sir Franklin angeschlossen hatte, wurde auch sein Spielgenosse, das Haus desselben seine zweite Heimath, denn er war im Laufe der Zeit seiner

unsinnigen Verschwendung wegen, die ihn zu den unbilligsten Forderungen an die Fürstin Mutter trieb, mit dieser zerfallen. Sein Name, die Anwartschaft auf ein reiches Erbe, das ihm unter allen Bedingungen zufallen mußte, verschaffte ihm bei den Wucherern Capitalien zu ungeheuern Zinsen. Zuweilen noch besuchte ihn Abbé Bernard. Es konnte diesem nicht entgehen, daß es bei der durch Unmäßigkeit zerstörten Natur dieses Jünglings, obwohl sein Aeußeres eine trügerische Gesundheit wies, nur eines Schlages bedurfte, um ihn mit einem Male zu tödten. Der Abbé war der Henker, der diesen Schlag allmählig vorbereitete.

Ueberredung.

Abbé Bernard war unterdeß nicht unthätig gewesen. Seine Bestrebungen in Bezug auf Innocent gingen den ruhigen vorbereiteten Weg, welchen der Abbé mit größter Umsicht eingeleitet hatte, obwohl von Seiten Innocents besondere Hindernisse entgegen gesetzt wurden, ohne daß er nur ahnte, welche Pläne er dadurch vereitelte. Sein Umgang mit Pater Hilaire war seit jener Stunde, wo Michel wieder den frühern Einfluß auf ihn gewonnen hatte, abgebrochen worden, Innocent, heiter wie früher, war einer jener Arbeiter, die an ihren freien Tagen sich für alle Mühseligkeiten sechs langer Wochentage zu entschädigen suchen. Der gute Verdienst, welchen er in der Fabrik des Herrn Keroly hatte, setzte ihn in den Stand, ein lustiges Leben zu führen. Die besondere Gutmüthigkeit, ein Grundzug seines Charakters, erwarb ihm seine Cameraden zu Freunden. Innocent war sehr bald unter den jungen Leuten der Vorstadt Saint=An=

toine bekannt geworden, selbst Papa Michel nahm an diesen Vergnügungen Theil, welche von diesen jungen Arbeitern veranstaltet wurden.

„Das Vergnügen," sagte er zu Innocent, „ist das Einzige, was den jungen Arbeiter entschädigen muß für ein trauriges Alter. Also, mein Junge, sei heiter so lange Du noch kannst, wo möglich sei vernünftig und schließe kein Verhältniß mit einem Mädchen, das heißt, das Elend nicht vor der Zeit herbeirufen, Deine Jugend verkürzen, denn dann hast Du Dir Pflichten auferlegt, welche Du als rechtschaffener Mann erfüllen mußt."

„Haben Sie keine Sorge, Papa Michel, ich werde gescheidt sein, parbleu, es wäre entsetzlich, wenn ich jetzt schon mich in ein Joch spannte! Nein, ich will leben, die großen Träume sind hin, meine Freunde sind hin. Sie sind mir geblieben, das betrachte ich als einen Wink des Schicksals, ich soll Arbeiter sein und bleiben — gut, machen wir dem Schicksal Ehre, denken wir gar nicht mehr an ehemals, es ist besser, wir hungern nicht, das ist auffallend schmeichelhaft, und können wir nicht stolz darauf sein, daß wir mit unsrer Hände Arbeit unser Brot verdienen? Auf Ehre und Seligkeit, das ist ein Stolz, Papa!"

„Gewiß, mein Junge, wir können stolz sein, das heißt, wenn wir nicht hungrig sind. Der Hunger ist sehr schlimm, aber Du bist rüstig, ich auch, sacre dieu, wir sind keine Kopfhänger, also, „es lebe der Arbeitsstand!" Indeß mein Junge, zuweilen drückt es mich doch gewaltig, zu wissen,

wer Dein Vater war? Es könnte uns nicht schaden, Innocent, — und um Virginie kümmre ich mich oft, das arme Ding hat man fortgebracht und — wir sitzen in völliger Finsterniß der Unkenntniß, wir wissen gar nichts von Deiner Mutter, Madame Valentine, es ist sehr ärgerlich."

Innocent sagte darauf:

„Lassen Sie das, Papa, — ich will nicht daran denken — es ist doch nicht recht vom Onkel Orlimont und von Madame Valentine, meiner Mutter, gewesen, mich über diesen Gegenstand ununterrichtet zu lassen. Denke ich so nach, dann kommen mir gar verschiedene Gedanken in den Kopf. Lassen wir das, Papa, — gewiß bleibt es, daß meine natürlichen Freunde mich durch dies Schweigen um meine Ansprüche gebracht haben — ich will nichts mehr davon wissen, nicht mehr daran denken — weg damit!"

Der alte Michel brach dann jedes Mal diesen wichtigen Gegenstand ab, da er sah, daß Innocent seine Heiterkeit bei der Erinnerung an die zerstörten Hoffnungen verlor und verdüstert wurde. Indeß Michel konnte diese Erinnerung nicht nach Gefallen bei sich unterdrücken, oft bei der Arbeit überraschte ihn dieselbe und dann vertiefte er sich in Nachsinnen über diesen Gegenstand so sehr, daß er sich selber darüber Vorwürfe machte. Nach und nach kam er jedoch auf den Entschluß, so viel in seinen Kräften stehe, etwas Näheres über dieses Geheimniß zu erfahren. —

Wir finden ihn an einem Sonntagmorgen bei dem Abbé Bernard.

„Guter Michel," antwortete er, „Sie haben sich an mich gewendet mit einer Frage, die ein großes Dunkel umschließt, indeß seien Sie überzeugt, daß ich das Vertrauen erkenne, welches Sie in mich setzen. Allerdings war ich ein Freund Orlimonts, jedoch beobachtete dieser ein tiefes Schweigen über dieses Geheimniß, und wenn er mir auch einige Andeutungen gegeben hat, so sind dieselben doch so dunkel, daß ich kaum einen Zusammenhang darin auffinden kann. Indeß, ein Weg steht Ihnen offen und ich rathe Ihnen, denselben einzuschlagen, er allein könnte auf eine sichere Spur führen."

„Welchen Weg, Herr Abbé? Sprechen Sie!"

„Vorher muß ich Sie mit etwas bekannt machen, was Sie wissen müssen, um diesen Weg als den einzigen, welcher zu einem Ziele führt, zu verfolgen. Sie kannten den Abbé Aloys, — nicht?"

„Allerdings! er war ein braver stiller Herr," antwortete Michel.

Bernard lächelte.

„Sie lächeln, Herr Abbé?" fragte derselbe verwundert.

„Ich lächle, daß der Schein Sie eben so gut wie mich betrogen hat," sprach Bernard. — „Aloys war der intimste Freund Orlimonts und auch der meinige, ich liebte ihn sehr, denn ich wußte nicht, daß er große Leidenschaften in sich verschloß. Ich sage, große Leidenschaften, eine thörigte Hoffart und eine sündliche Neigung. Wissen Sie, wo er sich jetzt befindet?"

„Nein, Herr Abbé, wie sollte ich das auch?“ entgegnete Michel.

„Ich beobachtete mit Absicht gegen Sie ein tiefes Schweigen und würde es fortgesetzt haben, wenn Sie nicht selbst dieser Sache jetzt einen Anklang gegeben hätten. Ich schätze Sie, braver Michel, und nur aus diesem Grunde will ich gegen Sie mich aussprechen, wie ich es gegen Niemand Anderes thun würde, auch besitzt Niemand ein solches Recht wie Sie, von mir über diese Sache eine aufrichtige Sprache zu hören.“

„Sacre dieu, ich bitte um Verzeihung, Herr Abbé, eine üble Angewöhnung, aber in Wahrheit, Sie machen mich neugierig,“ redete Michel, „das klingt ja wie was ganz Geheimnißvolles.“

„Es ist auch so,“ bejahte Bernard. „Den Andeutungen nach, welche Orlimont mir gab, wären Innocent und Virginie Kinder des verstorbenen Königs v. Spanien.“

Michel fuhr vom Stuhle auf. „Was? ... alle Wetter! ...“

„Ruhig, guter Michel, Sie vergessen, daß dies ein großes Geheimniß ist, welches uns Beide in die größte Verlegenheit stürzen kann, denn ein Todter kann keinen Beweis mehr liefern.“

„Kinder des Königs von Spanien?! Herr der Welt! mein Junge ein königlich Blut!?“ rief Michel fast außer sich, indem er sich mit beiden Händen in die Haare fuhr, als wollte er sich überzeugen, daß er wirklich in wachem Zu-

stande sich befinde, dann rannte er einige Male in dem Zimmer auf und nieder und Bernard hörte ihn vor sich hin reden: „Mein Junge ein Königssohn ... alle Wetter, ein kleiner König ... mein Innocent ... ja, das muß ans Licht ... das muß ... es ist meine Pflicht ... und wenn mein Leben auf dem Spiel stände!“ Dann blieb er vor Bernard stehen und sagte in einem fast vorwurfsvollen Tone: „Herr Abbé, das hätten Sie mir eher sagen sollen ... alle Wetter, wenn es zu spät wäre, um dahinter zu kommen, was dann? Mir scheint, der Anspruch auf ein königliches Recht sei etwas höher im Werthe als auf ein Nußschaale.“

„Hören Sie mich an, Michel, und Sie werden finden, daß mein Schweigen ein Resultat der Klugheit war,“ sprach Bernard mit dem ruhigen, freundschaftlichen Tone, welcher gegen einen Niedern von desto größrer Wirkung sein mußte, als Bernard hinsichtlich seines Standes eine Art Uebergewicht besaß. „Erinnern Sie sich an den Tag, wo ich am Quai von Bethune das Unglück hatte, auf der Treppe zu fallen?“

„Ja,“ sagte Michel. „Sie kamen mit Innocent vom Plateau herab, ich erinnere mich deutlich.“

„Dieser Zufall, der mich auf einige Tage lahm gehen machte, verhinderte damals eine Veröffentlichung des Geheimnisses, ich war auf dem Punkte, Innocent damit bekannt zu machen. Mein Fall war ein Glück, ich wurde auf andere Gedanken gebracht und sah ein, daß es thörigt gewesen wäre, diesem jungen und muthigen Menschen Hoff-

nungen in den Kopf zu setzen, welche ich nicht beweisen konnte. Es waren blos Andeutungen Orlimonts, die ich mir selber in ein Ganzes zusammengesetzt hatte, und Orlimont würde jedenfalls dieselben um seiner, auch Madame Valentinens und der beiden Kinder Sicherheit willen geläugnet haben. Diese Andeutungen glaubte ich bestätigt zu finden, da ich erfuhr, Orlimont sei mit einer Spanierin, die sich Donna Terresina nannte, in enger Verbindung."

„Richtig, Donna Terresina. Innocent erzählte von ihr," stimmte Michel bei.

„Nicht wahr?" fragte der Abbé, „Donna Terresina ist, wie ich in Erfahrung gebracht, nach Orlimonts Tode auch aus Paris verschwunden, nähere Erkundigungen ergaben das Resultat, daß diese Donna eine heimliche Agentin der Königin Regentin von Spanien gewesen, die unter der Larve des Hasses gegen dieselbe, verrätherisch sich an die Partei des Prätendenten Don Carlos, welche hier mehre vornehme Spanier zählte, anschloß. Halte ich diese Erfahrungen genau zusammen, so wird der Verdacht fast zur Gewißheit in mir, Orlimont sei ein Opfer der Politik geworden."

Michel faltete staunend die Hände, der Abbé führte ihn auf ein ihm gänzlich unbekanntes Terrain, der brave Alte befand sich in der nämlichen Situation, wie der Blinde im Feenmährchen, dem eine unsichtbare Kraft die längst erblindeten Augen öffnet und der sich nun plötzlich in einer Welt sieht, die er nicht kennt. Der Abbé fuhr fort, Mi-

chels Erstaunen zu fesseln, indem er ihn mit Folgendem vertraut machte. Aloys war Orlimonts intimster Freund, er allein kannte auch dies Geheimniß genau. Man hat einen Brief vorgefunden, von einer Frauenhand geschrieben, in welchem nicht nur die Hoffnung für Aloys ausgesprochen ist, daß er einen spanischen Bischofshut als Lohn seiner treuen Verschwiegenheit des Geheimnisses erhalten, sondern auch, daß das Verhältniß zwischen ihm und der Dame, der Schreiberin des Billets nämlich, fortdauern solle, wenn Alles gelungen sei; zugleich enthielt dieses Schreiben die Einladung zu einem Rendezvous an demselben Abend. Das Gartenhaus am Quai von Bethune war namentlich als Ort des Rendezvous bezeichnet, die Unterschrift hieß „Valentine."

„Herr Abbé!" rief Michel mehr erschrocken als zornig, „das ist nicht möglich — man hat Sie betrogen — es ist eine Niederträchtigkeit ohne Gleichen, die man gegen Madame Valentinens Ehre ersonnen hat. Parbleu, ich glaube es nicht!"

„Das zeugt von Ihrem guten Herzen, Michel," sprach der Abbé mit unveränderter Ruhe, „doch hören Sie weiter, dann urtheilen Sie. Ich selbst wußte es, daß Aloys eine thörigte Leidenschaft zu Madame Valentine nährte, ich betrachtete sie als eine Verirrung und schwieg darüber gegen Jedermann — wie hätte ich auch einen Freund verrathen sollen! Freilich ahnte ich nicht, daß Madame Valentine damit einverstanden sei."

„Nein, nein, Sie werden mir dies nie überreden!" rief Michel heftig — „sacre dieu, die Ehre dieser Frau ist rein, es ist abscheulich, daß man sie beflecken will."

„Nun, brechen wir ab, es ist eben so gut," redete Bernard, „es würde mir schmerzlich sein, wenn ich denken müßte, daß Sie mich der Verläumdung fähig halten könnten."

Eine lange Pause erfolgte, der Abbé blieb ruhig in seinem Stuhle sitzen, die Hände im Schooße gefaltet, das Gesicht etwas nach der Brust hinabgeneigt. Michel machte wieder einige Gänge durchs Zimmer. Seine Stirn lag so dicht in Falten, daß sie dem Rücken eines ohne Schaale oder Umschlag gebundenen Buches ähnlich schien, sein Gesicht war finster, nachdenkend. Der Contrast, den er in seiner ärmlichen Blouse, in seinen weiten grauen Zwillich-Pantalons, in seinen großen unbeholfenen Schuhen mit dicken Sohlen gegen dies wohleingerichtete, fast mit Eleganz ausgestattete Zimmer wies, war stark und auffallend. Seine raschen Schritte zeigten von der heftigen Erregung seines Innern, endlich wurden sie langsamer, gemäßigter, dann blieb er an seinem Stuhle stehen. „Herr Abbé, Sie wollten mir einen Weg zeigen, der auf eine sichere Spur dieses Geheimnisses führen könnte," sagte er, „ich unternehme ihn, wenn er auch noch so gefährlich sein sollte. Für meinen Jungen Alles — er hat weder Vater noch Mutter, gut, ich bin Beides zugleich — vielleicht erfahre ich dann auch etwas von Virginie und Madame Valentine. Parbleu, ich scheue nichts, gar nichts, und müßte ich mit diesem grauen Kopfe auch bis ans Ende der Welt."

„Bravo, Michel," sprach Bernard, ihm die Hand reichend, „Sie sind der Einzige, der im Stande ist, Licht in

diese finstere, geheimnißvolle Sache zu bringen — mir sind die Hände gebunden ich bin in diesen Pallast gefesselt. Nichts kann ich thun, als Sie mit dem unentbehrlichsten Mittel, mit Geld, zu dieser Entdeckungsexpedition ausrüsten, das aber soll redlich geschehen. Jedoch um handeln zu können, müssen Sie den Zusammenhang, den Verlauf dieser Sache kennen.“

„Natürlich,“ stimmte Michel bei, „das ist nothwendig — nun ich werde hören, ich werde mich zusammennehmen, es wirbelt mir stets im Kopfe, wenn ich üble Nachrede von meinen Freunden hören muß.“

„Es ist mir lieb, daß Sie ruhiger geworden sind, Michel, wenigstens werden Sie dann erkennen, daß ein schändlicher Verrath unsere Freunde getroffen. Der erwähnte Brief wurde gefunden in diesem Pallaste, war er verloren worden mit oder ohne Absicht — wer weiß es?

„Man überreichte ihn Sr. Eminenz. Obgleich ich Sr. Eminenz nahe stehe, wurde mir dieser Fund verschwiegen, weil man wußte, daß ich ein Freund Aloys sei, und ihn warnen würde. An demselben Abend begleitete ich ihn nach dem Gartenhause am Quai von Bethune und verließ es eine halbe Stunde später. Um die furchtsamen Mädchen nicht zu bemühen mir die Gartenthüre zu öffnen, da ich nur einige Geschäfte noch zu besorgen hatte, und wiederkehren wollte, Aloys abzuholen, nahm ich den Gartenthorschlüssel mit. Ich hatte jedoch kaum geöffnet, als ich mich vor mehren meiner geistlichen Amtsbrüder und einem Polizei=

lieutenant mit einigen Polizisten stehen sah. Man bemächtigte sich meiner und ich wurde nach dem erzbischöflichen Pallast zurückgeführt. Vielleicht würde ich ebenfalls einer Untersuchung unterworfen worden sein, wenn nicht Aloys selbst in dem Verhöre mich gänzlich frei von jeder Mitwissenschaft seines sträflichen Verhältnisses gesprochen hätte.

Es gelang mir durch Bestechung des Wächters, unter dessen Aufsicht Aloys in einem Thurmgemache gefangen gehalten wurde, mit ihm einige Augenblicke zu sprechen. Aloys gestand mir, daß seine Leidenschaft zu Madame Valentine zu einem Gewalt-Ausbruch an dem Abend seiner Verhaftung gekommen sei, Madame Valentine jedoch sprach er von jeder Theilnahme frei, er rühmte sogar ihren Zorn, ihre Empörung, als er ihr seine Leidenschaft gestanden hatte. Und so kam ich auf die Vermuthung, daß der verrätherische Brief eine schlaue List der Feinde Madame Valentinens gewesen, die zufällig von Glück begünstigt worden. Ja, ich glaube sogar Spuren des spanischen Einflusses bei Sr. Eminenz entdeckt zu haben, die mich auf den Gedanken führten, man habe sie nach Spanien gebracht. Diese Vermuthung, die ich aus so Manchem schöpfte, ist zugleich eine halbe Bestätigung der Andeutungen des verstorbenen Orlimont bezüglich der Herkunft Innocents und Virginiens."

„Gewiß!" rief Michel, „wenn man sie dorthin gebracht hätte, wäre es klar; aber wie soll man Gewißheit darüber erlangen?"

„Ich glaube nicht, daß wir den Schleier dieses Geheimnisses lösen werden, es fehlt uns dazu an Mitteln," nahm der Abbé das Wort, „um unsrer Sicherheit selbst willen müssen wir schweigen. Man hat sich der Papiere des verstorbenen Orlimont bemächtigt, diese befinden oder befanden sich in den Händen der Polizei. Ist es nicht möglich, daß eben diese Papiere Alles verrathen haben, den Aufenthaltsort Madame Valentinens, das Vertrautsein Aloys mit dem Geheimniß, daß man nur eine Gelegenheit suchte, um sich Beider zu bemächtigen? Wäre es eine Unmöglichkeit, daß man Jakobine, die Zofe Madame Valentinens, ins Complott gezogen?"

„Alle Wetter!" rief Michel, „das ist wahr — so wird es sein."

„Abbé Aloys wurde zur Strafe in das Trappisten-Kloster in Algier gebracht," redete Bernard weiter, „man glaubt dort seiner Verschwiegenheit sicher zu sein, da die Brüder und Väter dieses Ordens das Gelübde ablegen müssen, ewig zu schweigen, nur dann ist ihnen zu sprechen erlaubt, wenn sie vom Obern dazu aufgefordert werden."

„Ah, der arme Herr!" rief Michel mitleidig, „immer schweigen muß eine immerwährende Qual sein!"

Bernard erhob sich jetzt. „Michel!" sagte er ernst, „der einzige Weg, diesem so wohl unterdrückten Geheimniß auf die Spur zu kommen, die gerechten Ansprüche Innocents der Welt zu veröffentlichen, vielleicht auch als Folge dieser Entdeckung die des jetzigen Aufenthalts Madame Va-

lentinens und ihrer Tochter herbeizuführen und die Aermsten aus der Gewalt ihrer Feinde zu retten, steht in Ihrer Hand. Reisen Sie nach Algier, ich unterstütze Sie mit Geld, Sie erhalten eine Anweisung von mir an einen bewährten Freund, der Ihnen Gelegenheit verschaffen wird, in das Trappistenkloster — es ist das einzige im Bisthum Algerien — Eintritt zu finden. Sie sind ein entschlossener Mann, Sie werden an Ort und Stelle sehen, was sich thun läßt, von Ihrem Muth hoffe ich, daß Sie selbst keine Scheu tragen, als dienender Bruder in den Orden zu treten, Sie verpflichten sich nur für eine kurze Zeit und treten dadurch in die nächste Verbindung mit Aloys. Er wird Sie erkennen und ahnen, was Sie bewegt, ihn aufzusuchen. Ist er muthlos geworden, dann werden Sie ihm Entschlossenheit in die Seele einreden. Eine Flucht zu diesem Zwecke, wenn kein andres Mittel sich bietet, würde einen Zeugen in Aloys Person aufstellen, den jede französische Gerichtsbehörde als giltig in Bezug seiner Aussage anerkennt.“

Der Abbé schwieg, Michel schien betroffen. Es folgte eine Pause. „Nun, mein braver Michel, Sie schweigen?“ fragte der Erstere verwundert, „hätte ich zu viel auf Ihren Muth vertraut?“

„Herr Abbé, das ist ein kitzliger Auftrag,“ antwortete der alte Arbeiter. „Ich habe von jeher eine gewisse Scheu gehabt vor Klöstern — alle Wetter, denken Sie nicht, daß es mir an Muth fehlt, parbleu, das wäre ein

schmählicher Verdacht, der mich erniedrigte — indeß man kann dort unglücklich sein, es ist Alles möglich — man wird ertappt, dann bin ich verloren und das Geheimniß meines armen Jungen mit — was dann?"

„Was dann?" fragte der Abbé, „es giebt ein Mittel, durch welches wir Ihr Leben, in solch einem Falle nämlich, versichern können, natürlicher Tod freilich würde diese Versicherung unnütz machen." Michel sah ihn groß an.

„Wie ist das?" fragte er.

„Sie erinnern sich, daß ich schon früher davon sprach, ein Testament von Ihnen, das Ihre Aussage bezüglich der beiden Kinder Innocent und Virginie enthielte, würde eine unwiderlegbare Thatsache herausstellen, welche durch Ihren Entschluß, nach Algerien zu reisen, um Abbé Aloys zu einem Schritte in dieser Sache zu bewegen, was freilich mit darin aufgeführt werden müßte, besonders wichtig gemacht würde. Eine bestimmte Zeit, in der Sie Ihre Rückkehr festsetzen, müßte auch zugleich als eine Lebensversicherung für Sie gelten, nach dem Verlauf derselben würde dann dies Dokument Ihrem ausdrücklichen Verlangen gemäß geöffnet werden und das Gericht zur eifrigsten Nachforschung nach Ihnen verpflichtet sein."

„Sie meinen also, daß man eine Untersuchung dieses Geheimnisses anstellen würde, wenn ich selbst nicht in dem von Ihnen projektirten Unternehmen glücklich sein sollte?" fragte Michel eifrig.

„Sie haben mich recht verstanden, guter Michel. Wenn

Sie nur ein wenig nachdenken wollen, so werden Sie finden, daß ich rücksichtlich Innocents gethan habe, was nur in meinen Kräften stand. Sie waren damals außer sich, daß ich mich scheinbar nachlässig zu seiner Befreiung aus dem Police zeigte, jetzt werden Sie wohl erkennen, daß ich nur die Vorsicht walten ließ. Im Gefängnisse selbst war Innocent vor seinen Feinden, die sich bereits seiner Mutter und seiner Schwester bemächtigt hatten, deren List mein Freund Orlimont aller Wahrscheinlichkeit nach zum Opfer gefallen war, bewahrt — deßwegen durfte kein Schritt geschehen zu seiner Befreiung."

„Parbleu, Sie haben Recht, Herr Abbé — ich gehe nach Algier — gut, es ist beschlossen!" rief Michel eifrig, „für meinen Jungen wage ich Alles!"

Bernard drückte ihm die Hand. „Und ich wache über Innocent, ich verspreche es Ihnen, seinem redlichen Pflegevater!" sagte er darauf.

„Jedoch hüten Sie ihn, daß er keinen Umgang mit dem Pater Hilaire hat," bat Michel, „das ist der böse Feind für Innocent."

Der Abbé versprach es feierlich und stellte nun Michel besonders vor, wie nothwendig ein gänzliches Schweigen über seinen Entschluß, nach Algier zu gehen, gegen Innocent zu beobachten sei. Michel versprach es. „Ich werde stumm wie das Grab sein," gelobte er, „ich kenne meinen Teufelsjungen, ahnte er nur das Mindeste, nur die leiseste Spur, daß er der Sohn eines Königs, dann würde er hochmüthig

— nein, das darf nie sein. Ueberhaupt ist es nicht nöthig, daß er je erfährt, was ich für ihn thue. Mort dieu, ich bin ihm Vater und Mutter und so ist es nur meine Pflicht — ich liebe ihn, das ist genug.“

Bernard schien von dieser wahrhaft rührenden Zuneigung des alten Mannes für Innocent ergriffen zu sein, er umarmte ihn.

Nach dieser Zusammenkunft hatte Michel noch mehre Unterredungen mit dem würdigen Abbé — in einer derselben diktirte er nach dem Vorschlage des Letzteren einer Gerichtsperson vor Zeugen das erwähnte Testament in die Feder.

Eines Sonntags sagte der alte ehrliche Arbeiter zu Innocent: „Mein Junge, es hat mir geträumt, ich könnte meinen Geburtstag nicht mehr mit Dir zusammen feiern — ich schlage Dir vor, diniren und soupiren wir heute zusammen, als wäre heute mein Geburtstag. Seien wir fröhlich, da wir Zeit haben, später dürfte es anders sein.“

„Gut, Papa Michel, beim Geburtstagfeiern bin ich allemal — parbleu, wir wollen lustig sein!“

Am Abend des andern Tages fand Innocent, als er aus der Fabrik nach Hause kam, statt Michel ein Papier auf dem Tische mit den darauf geschriebenen Worten: „Sehen wir uns nicht wieder, dann wirst Du später doch noch von mir hören.“

Michel hatte Paris verlassen.

Wirkungen.

Michel war für die Pläne des Abbé's auf Innocent der größte Stein des Anstoßes gewesen, — die Verdächtigung, welche von Seiten des Pater Hilaire gegen die Rechtschaffenheit des alten braven Arbeiters in Innocents Herzen rege gemacht und so ziemlich fest begründet worden war, daß es beinahe zu einer Trennung zwischen ihm und Michel gekommen wäre, scheiterte an dem bessern Gefühle Innocents. Der Abbé sowohl als Hilaire hielten Michel für das wesentlichste Hinderniß, und in der That hatten sie auch gar nicht so Unrecht; so lange als Innocent unter dem mächtigen Einflusse dieses armen einfachen und rechtschaffenen Mannes stand, so lange mußten auch ihre Pläne scheitern. Es gab verschiedene Mittel allerdings, Michel und Innocent gänzlich zu trennen, indeß keines war durch irgend eine Sicherheit verbürgt, daß eine Feindschaft zwischen Beiden sich nicht wieder zu einer Aussöhnung neigen werde. Und dann blieb

Michel trotzdem zu Paris, seine wahre Liebe zu Innocent würde ohngeachtet aller zwischen ihnen bestehenden Feindschaft sich doch stets um denselben gekümmert haben — gewaltsame Mittel waren gefährlich, sie konnten das Gegentheil bewirken. Michel kam unerwartet dem Abbé auf halbem Wege entgegen und die Beredtsamkeit dieses Mannes, seine Verstellungsgabe trieben den braven ehrlichen Michel zu dem Entschluß, den wir als ausgeführt kennen. Innocent war nun ohne nähern Freund allein und den Combinationen dieser Intriguanten Preis gegeben. — Während der Abbé und Pater Hilaire mit großer Umsicht alle Züge des Netzes festhielten, welches allmählig sich um Innocent festziehen sollte, und der Letztere besonders auf alle Schritte dieses Jünglings ein wachsames Auge hatte, richtete Abbé Bernard seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Hotel des Prinzen Paolo am Quai Malaquais. Nur des Abbés Verbindung mit dem Grafen und der Gräfin Borgia gestattete ihm einen klaren Blick der Dinge in diesem Hause, welches er selbst nicht mehr betrat. Die Fürstin Mutter selbst befand sich in einem bedeutenden Irrthum, sie ließ sich von dem Frieden und der Einigkeit täuschen, welche seit Kurzem zwischen Afanasia und deren Gemahl herrschte. Sie kannte das Zaubermittel nicht, welches ihre Tochter angewendet hatte, um ihren Gemahl von Neuem zu fesseln, Afanasia sprach auch nicht darüber und da die Fürstin Mutter glaubte, jede Erinnerung an die vergangenen bösen Tage müsse ihre Tochter, deren Empfind-

lichkeit sie kannte, schmerzen, so fragte sie nicht weiter nach der Art und Weise, wie es ihr gelungen sei, Paolo zu sich zurück zu führen, sondern fühlte sich glücklich, daß das Nicht-erwartete geschehen. Jedenfalls hatte Prinz Paolo das süße, ihn zum Rendezvous einladende Billet Virginiens im Pavillon verloren. Xenie, die noch am Spätnachmittag die Lieblingsblumen ihrer Herrin zu begießen pflegte, fand es — dem feinen Parfüm nach, der dem Billet entströmte, glaubte Xenie, es gehöre ihrer Gebieterin. Sie trug es in deren Zimmer und legte es ihr auf den Toilettentisch, dann entfernte sie sich wieder. Afanasia hatte am Fenster gesessen, den Kopf in die Hand gestützt, das schöne Auge auf das lebendige Treiben auf der Seine gerichtet, über welches sich der Goldschimmer der untergehenden Sonne breitete. Sie hatte dem heiteren, lebensfrohen Gemälde vor sich keine Aufmerksamkeit geschenkt, ihr Blick ruhte so planlos auf demselben, daß sie die einzelnen Gegenstände nicht bemerkte. Der Kummer hat solche planlose Blicke in seinem Solde, sie sind sein Eigenthum. Xeniens leichter, kaum hörbarer Schritt beim Hereinkommen hatte sie nicht gestört, doch das etwas stärkere Geräusch der beim Hinausgehen zugehenden Thüre machte sie aufmerksam, sie sah das Mädchen noch auf der Schwelle.

„Was wolltest Du, Xenie?" fragte sie.

„Ich habe Ihnen das Billet hingelegt, welches Sie im Pavillon verloren haben — ich fand es beim Blumenbegießen," antwortete Xenie und verließ das Zimmer.

Afanasia schien anfänglich dieser Antwort Xeniens keine Aufmerksamkeit zu schenken, doch als ob dieselbe einem Echo gleich in ihrer Seele einen Nachhall gefunden hätte, richtete sich Afanasia's Aufmerksamkeit allmählig auf die Antwort des Mädchens. Der Laut ihrer Worte schien noch in ihrem Ohre zu schweben. „Ein Billet habe ich verloren?" ihr Blick schweifte umher, „welches Billet? — ich weiß von Keinem." Jetzt sah sie auf den Toilettentisch hin, sie stand auf und nahm das Billet in die Hand. Auf den ersten Blick erkannte sie eine schlechte, halb unleserliche Frauenhand in diesen Zeilen, das Couvert mit der Adresse fehlte. Sie las, dann entsank das Billet ihrer Hand — sie blieb einige Sekunden lang unbeweglich stehen. Kein Athemzug schien ihren Busen zu heben, dieses schöne Antlitz schien versteint, nicht die geringste Bewegung eines Zuges verkündete das für gewöhnlich rasch pulsirende Leben in ihr — ein Abendsonnenstrahl glänzte über sie hin. Wie schön war sie in diesem goldnen Lichte und wie trügerisch war es! Es überschimmerte ein Wesen, dessen Blut vor Schreck stockte, dessen Seele sich in die geheimste Tiefe des Herzens zurückgezogen hatte, eine herrliche Hülle, in der in diesem Moment alles Gefühl erstorben war. Doch dieses Erstarren, dieser Schlag, der sie gleichsam vernichtete, diese furchtbare Betäubung wich eben so plötzlich, als sie davon ergriffen worden war, sie stieß einen lauten, schrillenden Schrei aus und sank in die Kniee, ihre Stirn fiel auf das Polster eines vor dem Toilettentisch stehenden Sessels. Die Saiten ihres Innersten waren gewalt-

sam zerrissen, der Schrei war die Kunde dieses Ereignisses — der Argwohn, welcher bis jetzt noch gestaltlos vor ihrer Seele geschwebt, hatte plötzlich Fleisch und Bein vor und in ihrem Geiste gewonnen, ein furchtbarer Dämon, dessen Gewalt sie nun verfallen war. Wie lange sie in diesem Zustande einer völligen Disharmonie aller Gefühle sich auch befand, um nichts ruhiger richtete sie sich auf, sie stierte hinaus auf die schon graugelbliche Fläche der Seine, die Sonne war hinunter, der letzte Reflex ihres erbleichenden Glanzes verschwamm in den düstern Nachtschatten, der sich von den beiden Ufern aus immer mehr ausbreitete. Das nächtliche Düster lag auch über dem Antlitz der schönen Afanasia, nur ihre Augen schossen Blitze — dieses schöne Antlitz glich jetzt dem einer Furie, die alle Qualen der Hölle in sich trägt, deren Blick von der innern Gluth einer wahnsinnigen Verzweiflung leuchtet. Die Diener brachten die silbernen Armleuchter herein, Xenie fragte, ob die Herrin die Abendgarderobe anlegen wolle? Sie erhielt keine Antwort und trat näher, in der Meinung, Afanasia habe sie nicht gehört, sie wiederholte die Frage. Jetzt erst blickte sich Afanasia um, Xenie erschrack vor diesem wilden Blicke, so hatte sie ihre Herrin nie gesehen.

„Verlaß mich!" sagte Afanasia mit einer heisern, fast unverständlichen Stimme, „weg!"

Xenie war so sehr erschrocken, daß sie wie gebannt auf dem Platze stehen blieb — eine Pause folgte, dann ergriff

sie die an der Seite von Afanasia's Körper herabhängende Hand derselben und drückte sie an ihre Lippen.

„Habe ich gefehlt in etwas? — ich weiß es nicht," sagte sie.

Afanasia entzog ihr rasch und unwillig die Hand.

„Falsch!... falsch!" rief sie... „dein Gesicht voll Unschuld ist eine Lüge... fort! ich will kein menschliches Gesicht mehr sehen!"

Xenie, an Gehorsam gewöhnt, verließ langsam das Zimmer. — Dieser Gegenstand, der einen Ausbruch ihres Zornes angeregt hatte, war Ursache, daß nun die bis jetzt gleichsam gefangen gehaltene Gewalt ihrer Leidenschaft mit Uebermacht wie ein Lavastrom, der einen neuen Krater gesprengt, hervordrang. Welch eine Aufregung! Afanasia durchras'te das Zimmer, ihre Locken lös'ten sich, sie zerraufte sie in Wuth — das schöne Antlitz verzerrte sich grauenhaft, die Augen, sonst so mild, so lieblich, schienen aus ihren Höhlen hervorzuquellen — das war der Blick einer blutdürstigen Tigerin, die nach einem Opfer sucht, ihre Lippen waren weiß — der wilde Zorn tobte in einer Fiebergluth durch ihren Körper, bald standen Schweißperlen in der furchtbarsten Gluth, die ihr Antlitz fast dunkelroth übergoß, auf ihrer Stirn, bald war dieses Antlitz von dem fahlen Weiß einer Leiche angehaucht. Sie war eine Wahnsinnige, Verzweifelnde, sie wüthete gegen sich selber — die zarte Weiblichkeit, welche Afanasia sonst schmückte, war in der furchtbaren Uebermacht dieser Leidenschaft untergegangen, sie würde jetzt

mit Gier das Blut dessen getrunken haben, der ihr untreu geworden war. Das Bedürfniß nach Vernichtung, welches dem Zorne so eigenthümlich zu sein pflegt, trieb sie zur Verwüstung der kostbaren Vasen und Kunstgegenstände, die ihr Zimmer schmückten, sie war nicht mehr sie selbst, sonst die Bewundrein der Schönheit, jetzt die Vernichterin derselben, fühlte sie eine Wollust in der Ausübung der Zerstörungswuth — so hätte sie alles Leben vernichten mögen — mit dieser Stunde schwanden die Gefühle und Empfindungen, denen sonst ihre Seele offen war, in Nichts, nur ein einziges, jener dämonische Trieb nach Rache, das Extrem des Zornes blieb. Gräfin Borgia überraschte sie in dieser Vernichtungswuth. Afanasia fiel ihr in die Arme.

„Helfen Sie mir mich rächen!" rief sie — der Brief lag zerknittert am Boden, sie deutete darauf hin — die Gräfin las.

„Sind Sie gewiß, daß dieses Billet an den Prinzen ist?" fragte sie.

Afanasia starrte sie an.

„Es ist wahrscheinlich, weil es in Ihrem Besitz ist, aber noch keineswegs gewiß," fuhr die Vorige fort, „Ueberzeugung müssen Sie haben, dann ist Zorn und Rache gerecht, eher nicht. Ich glaube es sogar, daß dies Billet an Ihren Gemahl ist — Sir Richard giebt heute ein Fest in seiner neu gekauften Villa, er nimmt, wie ich weiß, Mademoiselle Virginie nie zu diesen Festen — das wäre also

eine Gelegenheit zu einem Rendezvous, doch ist die Wahrscheinlichkeit keine Gewißheit."

Zwei Stunden später fuhr Afanasia mit der Gräfin nach der Villa an der Chausse'e von Orleans. — Die Nacht welche dieser Entdeckung folgte, war für Afanasia eine scheinbar ewig dauernde Qual. Der Argwohn läßt sich, so fest er sich auch in das Herz festgenistet, doch durch Gründe dagegen wegdisputiren, die Ueberzeugung aber steht felsenfest. Die seidenen Kissen von Afanasia's Lager bezeugten den wilden aufgeregten Zustand ihrer Besitzerin, sie waren zerrissen. Xenie, die erste, welche des Morgens ihre Gebieterin begrüßte, fand sie wohl verändert, aber — ruhig, der Sturm schien vorüber. Seit einer längeren Zeit war eine offenbare Trennung zwischen Afanasia und ihrem Gemahl eingetreten, nur wenn sie Besuch empfingen, wurde der Schein des Glückes, der Einigkeit beobachtet. Afanasia ließ sich sorgfältig ankleiden — sie glich einem schön übertünchten Grabe, in dessen Innerm Moder und der Pesthauch der Verwesung herrscht. Xenie küßte ihr die Hand, Afanasia lächelte und streichelte ihr den glänzenden Scheitel.

„Erinnerst Du Dich noch an den jungen blassen Bettelmönch zu Rom?" sagte sie, „Xenie."

„Ei, ich werde doch!" antwortete das Mädchen.

„Ich habe ihn hier gesehen," sagte Afanasia.

„Hier?"

„Ja!"

Afanasia schien gedankenvoll zu werden, Xenie wagte es nicht sie zu unterbrechen.

„Frage, ob mein Gemahl, der Prinz schon aufgestanden ist!“ befahl Afanasia. Xenie entfernte sich.

Eine Stunde später trat Afanasia in das Zimmer ihres Gemahls ein. Der Prinz kam ihr entgegen, er schien eine Verlegenheit verbergen zu wollen durch ein Lächeln der Verwunderung, sie bei sich zu sehen.

„Was verschafft mir das Glück, meine schöne Gemahlin so zeitig zu begrüßen?“ fragte er.

„Es ist nichts von großer Bedeutung,“ sagte sie. „Du warst gestern unvorsichtig und verlorst dies Billet, das glücklich in meine Hände kam — ich bringe Dir es wieder.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm das zerknitterte und halb zerrissene Billet hin — Paolo erbleichte, er erkannte es, es fiel aus seiner Hand zu Boden. Afanasia stand so ruhig vor ihm, ja fast heiter, als hätte kein Gram je ihr Gemüth getrübt. Ein Pause folgte, Afanasia beherrschte ihren Gemahl so sehr in diesem Moment, daß er es nicht wagte, ein Auge nach ihr aufzuschlagen.

„Paolo,“ sagte sie, „ich war eine Närrin, daß ich mich kränkte, als ich es fand — aber ich glaubte Rechte zu besitzen, ich glaubte mich entehrt.“

Paolo war nicht unempfindlich für den Eindruck einer Großherzigkeit, wie sie sich ihm jetzt in Afanasia personificirt darstellte. Er sank aufs Knie, er ergriff ihre Hand und preßte sie an seinen Mund.

„Afanasia,“ sagte er leise, „ich habe Dich und Deine Ehre beleidigt, ich empfinde Reue darüber.“

„Wirklich?“ fragte Afanasia, „die Reue, sagt man, führt zur Liebe — könntest Du je mich wieder lieben, ohne daß ich fürchten müßte, daß eine Buhlerin in dem Dienste eines jungen Wüstlings Dich wieder verlocken dürfte?“

Der Ton, in welchem die Prinzessin diese Frage aussprach, klang etwas scharf und schneidend.

„So wahr Gott im Himmel auf uns niedersieht!“ schwur Paolo, „Afanasia, schwerbeleidigtes, tiefgekränktes Weib, fordre Beweise! fordre Beweise! ich fühle, wie unwürdig ich Deiner Verzeihung bin, aber ich hoffe auf Deine Liebe, ich rufe sie an. Wie könntest Du so ruhig vor mir stehen, wenn Du den Fehlenden haßtest!“

„Steh auf, Paolo,“ sprach Afanasia, „die Liebe, die Du vergaßest, will andere Beweise als bloße Worte. Sieh, ich vernichte das Zeichen Deiner Schuld,“ sie hob das Billet auf und warf es in das den Duft köstlichen Räucherwerks ausströmende, mit lebendigen Kohlen gefüllte metallne Becken, welches ein knieender Genius, aus Metall gegossen, auf dem Kopfe trug, „aber ich fordre Beweise, ich verlange sie, ich glaube, ich habe ein Recht sie zu verlangen.“

„Du hast es, Afanasia — kein Opfer soll mir zu groß sein, um Dich wieder zu versöhnen!“

Er wollte seinen Arm um sie schlingen, Afanasia entwand sich ihm, mit Mühe verbarg sie die Verachtung, welche sie für ihn fühlte.

„Nicht so," sagte sie, „ich fühle mich zu hoch, um mit einer Buhlerin zu theilen. Wir bleiben so lange getrennt in näherem Umgange, bis Du den Beweis erfüllt hast, den ich verlange."

Paolo entgegnete:

„Afanasia, Deine Worte waren hart, aber sie trafen ein schuldiges Herz. Welchen Beweis meiner Wiederkehr zu Dir forderst Du?"

Eine Pause folgte.

„Ich entsage der römischen Kirche und trete zu der reformirten über," begann Afanasia, — „als ich kummervoll war, lernte ich erkennen, daß die römische Kirche die Phantasie anrege, daß die Priester für Alles Vergebung haben, wenn sie einen Nutzen sehen — in der reformirten Kirche aber hat der Priester keine Gewalt über die Sünder, man beichtet vor Gott und begeht auch vor Gott den Meineid, wenn man ein Gelübde ablegt, ohne es zu halten. Soll ich Vertrauen auf's Neue zu Dir haben, Paolo, dann wirst Du mit mir zugleich diesen Schritt thun. Dies ist meine einzige Bedingung."

Obwohl Prinz Paolo seine Kirche nicht so liebte, wie der eifrige Katholik sie unter jeden Umständen liebt, so war es doch seine angestammte Religion, eine eingewurzelte Gewohnheit, sie zu ehren. Er sträubte sich gegen dies Ansinnen gewaltig, der Kampf gegen Afanasia war jedoch zu ungleich, sie bot alle Ueberredungsmittel auf, — Paolo em=

pfand die Gewalt eines schönen Weibes um so mehr, als er sich schuldig fühlte. Je mehr er nachgab, desto zärtlicher zeigte sich Afanasia, sie duldete seine Küsse, sie lächelte und ward immer heiterer, ihr Aeußeres war mehr als je mit Sorgfalt geschmückt, indem sie ihre Reize erhöhte, wußte sie, daß sie auf die Sinne Paolo's einen tiefen Eindruck machte. Er besaß weniger Geist als Sinnlichkeit, die Letztere war die ihn beherrschende Macht. Endlich hatte sie alle seine Scrupel besiegt — der Friede, das frühere Glück schien zurückgekehrt, die Fürstin Mutter sah ihre Tochter heiter wie sonst. Seit dieser Zeit war auch Valerian ganz aus dem Hotel verbannt, Afanasia hatte dies Opfer von ihrer greisen Mutter verlangt und diese es ihr gebracht. Valerian betrat also das Haus seiner nächsten Verwandten nicht mehr, er blieb sich selber überlassen und eilte seinem Untergange zu. Der Fürstin Mutter konnte es auf die Länge der Zeit hin nicht entgehen, daß Paolo und Afanasia ein großes Geheimniß vor ihr verbargen. Sie bemerkte, daß täglich zu einer gewissen Stunde des Nachmittags ein Fremder in dem Hotel erschien, Afanasia sowohl als Paolo dann auf eine Stunde lang für Niemand, selbst für keinen ihrer Diener zu sprechen waren. Der Fremde selbst war ein Mann hoch in die Jahre, eine große, würdevolle Gestalt. Indeß die Fürstin Mutter machte auch zugleich die Bemerkung, daß Paolo unter dem Einflusse dieses Umgangs weit ruhiger und ernster im Gemüthe zu werden schien. Der Leichtsinn, dieser Grundzug seines Wesens, verminderte sich sichtlich und

obwohl diese Veränderung auffallend war, se betrachtete die Fürstin Mutter dieselbe in Bezug auf ihre Tochter doch als ein Glück.

„Du bist jetzt ganz glücklich, nicht wahr, theure Afanasia?“ fragte sie die Letztere.

„Ich werde es erst ganz werden, Mama,“ antwortete diese mit einem geheimnißvollen Lächeln.

Die Fürstin Mutter übersah diesen Doppelsinn. Afanasia hatte keinen weiteren Umgang als mit der Gräfin Borgia, die zuweilen das Hotel besuchte, sie schien eine Einsiedlerin werden zu wollen. Niemand kannte die Folterqualen, welche sie vor Aller Blicken so sorgsam und künstlich zu verbergen wußte. Afanasia glich einer Janusgestalt mit doppeltem Antlitz. Am Tage lächelte sie, ein stilles, sanftes Glück, ein Bewußtsein von innerem und äußerem Frieden drückte sich in ihren Zügen aus, sie war gegen Paolo die Liebe selbst. Diese Maske des ruhigen, heiteren Gemüthes fiel jedoch plötzlich, sobald sie sich allein sah beim Einbruch der Nacht, dann kehrte der dämonische Zorn in aller Wildheit zurück, ein Strom, der, plötzlich entfesselt von dem hohen Damme der Verstellung, sich in gewaltigen Fluthen über jedes Gefühl, das dieser Leidenschaft entgegenstrebte, ergoß. Afanasia trachtete nur nach Rache an dem, der ihr Dasein vergiftet, ihre Liebe, ihre Tugend in den Armen einer Buhldirne verspottet, verachtet hatte, und diese Rache reifte mit jedem Tage näher. Afanasia hatte alle edleren

Gefühle abgelegt oder sie brauchte sie nur, um Alle zu täuschen; in ihr selbst war es Nacht geworden. Oft um Mitternacht noch, wenn die Wolken gleich dunkeln Gespenstern am Nachthimmel hinzogen und die schlafende Erde mit dem Schleier der Finsterniß bedeckten, lag Afanasia noch am offenen Fenster ihres Schlafkabinets, denn ihre Nächte waren schlaflos. In solchen Stunden, wo sie sich nur mit der Sehnsucht nach Rache beschäftigte, schwebte ihr auch stets der Anblick im Hotel Sir Richard Franklins vor Augen und war also ein steter Reiz für ihren Zorn. Paolo in den Armen Virginiens im Genusse der Wollust schwelgend! Diese Erinnerung war so gewaltig, daß ihr siedendes Blut fast die Adern sprengte. Gestalten der Nacht schienen Afanasia zu umgaukeln, sie glaubte Stimmen zu hören, die ihr in's Ohr flüsterten: „Die Rache ist süß, räche dich!" — Dann fühlte sie eine feurige Gluth ihre Brust durchströmen, der letzte Funke der Furcht vor der entsetzlichen Rache, die sie bereits eingeleitet hatte, wich aus ihr, die Weiblichkeit, die schönste Tugend des Weibes, die holde Schaam fiel wie ein überlästig Gewand von ihr ab — in solchen Momenten war sie entme scht. Sie, das Kind der feinen Erziehung, der zarten Sitte, fern von Allem gehalten, was nur im Mindesten nachtheilig auf sie einwirken konnte, glich in diesen Augenblicken, wo sie im Vorgefühl einer teuflischen Rache schwelgte, jenen entmentschten Frauen, die einst zur Zeit der großen französischen Revolution um ihres hervorstechenden Beispiels der Grausamkeit, des Blutdurstes wil-

len so berüchtigt waren. — Das Weib, die Mutter der Menschheit ist das Bild der Natur, der treue Spiegel des Schaffens und Zerstörens in derselben, der Körper, in dem sich beide Extreme concentriren, oft auch vermischen. Wir meinen nicht jene kranken, verzärtelten Weiber, die vom leisesten Windshauch niedergeworfen werden, denen alle Energie abgeht, die blos Treibhauspflanzen sind — nein, solche, die ihren Werth fühlen, die ein gewisses Gefühl des Stolzes, ein Bewußtsein ihrer Würde in sich tragen, — diese kräftigen, durch und durch leidenschaftlichen Wesen, halb Gott, halb Teufel, je nachdem das Edle oder das Böse in ihnen durch äußere Einwirkung angeregt wird und dann die Oberhand behält. Jener Tag, an welchem Paolo und Afanasia zum ersten Male das Abendmahl nach dem Ritus der reformirten Kirche genießen und so in ihre Gemeinschaft treten wollten, war herangekommen. Am Abend vorher besuchte Gräfin Borgia Afanasia, sie hatten eine lange geheime Unterhaltung. In der darauf folgenden Nacht verließ Afanasia ihr Schlafkabinet, von dem eine sogenannte blinde Treppe hinab in den Garten führte. Die Nacht war dunkel, der Wind braus'te von der Seine her, ihre Schritte in dem Kiessande der Gänge überrauschend. Afanasia eilte zu der Thüre, durch welche man aus dem Garten in die Seitenstraße der heiligen Väter gelangte, sie schloß diese auf. Zwei Gestalten traten ihr entgegen.

„Wir sind es, Afanasia,“ sagte die Eine.

Wortlos führte Afanasia ihren nächtlichen Besuch an

der Gartenmauer hin zu dem Pavillon. Dort brannte in dem einen der Zimmer, dessen Fensterladen dicht verschlossen waren, eine Hängelampe. Als die nächtlichen Besucher ihre Mäntel fallen ließen, standen Gräfin Borgia und Sir Richard Franklin vor Afanasia.

Geschehenes und Fortschritte.

Im Hotel der Lady Dryfesdale fand, wie wir bereits erwähnten, das Zusammentreffen der Fürstin Mutter mit dem Abbé Bernard statt. Lady Dryfesdale hatte sich ebenso wie der Abbé von Afanasia zurückgezogen, sie sahen sich Beide kalt von ihr behandelt. Der Haushalt der Lady war durch die Abreise ihres Bruders sehr geschwächt, der Liebling des Lords, der kugelrunde, fette Onophri begleitete denselben auf seiner Reise nach Rußland, die Lady hatte nur ihr weibliches Dienstpersonal und einige Diener bei sich behalten, unter denen sich Fendriz und Patrik befanden. Der Erstere konnte fast nicht zu den Dienern der Lady gerechnet werden, obwohl er die Livree derselben trug; nur sehr selten kam er in die Nähe seiner Herrin. Sein armseliges Leben schleppte er zwischen Trunkenheit und einer gräßlichen Nüchternheit hin, gleich einem Gehenkten, dem der Strick nicht den Hals zuschnürt, sondern nur fest unter den Kinnladen sitzt und ihn also zwischen Tod und Leben hält. Lulei Fen=

driz war der galonnirte Bandit des Hauses Orlimont-Bruce, dessen Dienste, obwohl er jetzt ausrangirt war, doch noch zuweilen in Anspruch genommen wurden. Wir haben ihn dem Leser zuletzt vorgeführt, als Lord Paul dem Abbé Orlimont, seinem Bruder, die Wahl zwischen dem Gift- oder Hungertode gestellt hatte. Damals trat Lulei Fendriz, einen kleinen gläsernen Pokal in der Hand, in das Zimmer. Wir bemerkten bei einer frühern Gelegenheit, daß Lulei Fendriz ein außerordentlicher Liebhaber von Beobachtungen gewesen sei, die das allmählige Versinken des Lebens in einem durch seine tödtlichen Tränke zerstörten Körper herausstellten. Wenn er solch ein Experiment vorhatte, dann schien die gewöhnliche Furcht, der halbe Wahnsinn von diesem entsetzlichen Menschen zu weichen — die Freude, sein altes, gespenstiges Handwerk zu treiben, richtete ihn auf, seine verglas'ten, unsichern und scheuen Blicke glitzerten wie Irrlichter, seine lange und dürre gespenstige Gestalt, sonst wie von Alter vorgebeugt, schien neue Kraft empfangen zu haben. Als ihn der Abbé nahen sah, erkannte er ihn.

„Lulei Fendriz!" rief er ihm zu, — „Du willst den Sohn Deines Herrn vergiften?"

Lulei schien ihn jetzt erst zu erkennen.

„Ach, sind Sie es?" antwortete er, — „Ihres Herrn Vaters Herrlichkeit war sehr gütig gegen mich, ich erinnere mich — er starb am Schlage, glaube ich."

„Und Du willst mir Gift reichen? mir, Lulei? soll ich Dich erinnern, wie ich Dir einst, als Du noch in der

Apotheke im Kloster warst, ein Pfund Sterling schenkte, daß Du Dir einen frohen Tag machen solltest? Lulei, und Du willst mein Mörder, das Werkzeug dieses Kains, dieser blutdürstigen Herodias sein?"

Lord Paul und Lady Dryfesdale lachten laut, selbst Onophri stimmte ein, obwohl er in der Regel eine große Ehrfurcht vor seinen Gebietern zeigte — Lulei Fendriz schien verdutzt. Ach, in diesem Moment war dieser Abscheuliche häßlicher als je, das Mitleid kämpfte in seinem todtenfahlen Gesicht mit der peinlichen Angst, die Hoffnung auf seine Beobachtungen zu verlieren — diese Sucht war ihm zur andern Natur geworden, er glich darin einem anatomischen Prosektor, der gierig nach jeder Leiche besonders merkwürdig gestalteter Krüppel ist und eher selbst ein Glied seines Leibes einbüßen möchte, als den Genuß, die möglichen Ursachen unnatürlicher Verknöcherungen oder sonstiger Verunstaltungen des menschlichen Körpers aufzuspüren. — Lulei's Leidenschaft war noch etwas ausgedehnter, er liebte es vorzüglich, Menschen sterben zu sehen, die allmähligen Abstufungen der vergehenden Lebenskraft zu beobachten. Lulei empfand eine Art Mitleid mit dem Abbé bei der Erinnerung an das Pfund Sterling, welches ihm dieser einst großmüthig geschenkt, aber auch zugleich eine überwiegende Furcht, ihn seiner Leichensucht entgehen zu sehen.

„Guter Herr," sagte er in dieser peinlichen Lage, — „es ist nichts Uebles ... gar nichts Uebles ... eine unschuldige Destillation von Schierling, einige harmonirende

Kräuter dazu ... ein wenig nur scharf an Geschmack .. von schneller Wirkung ... ich würde es nicht empfehlen, wenn es nicht gut wäre, denn — Sie haben mir einst mit einem Pfunde eine große Freude gemacht ... ich möchte nicht undankbar sein."

So entsetzlich die Situation für den Abbé auch war, so schwebte doch ein krampfhaftes Lächeln über sein Antlitz — es war sein letztes Lächeln. In diesem Augenblicke hegte er, so stark ist die Lust zum Leben, noch eine leise Hoffnung, Lord Paul wolle ihn vielleicht nur durch Todesangst zu irgend etwas bewegen, denn es schien ihm ganz unerhört, daß ein Mensch aus freiem Antriebe solch einen Wahnsinn, wie Lulei eben vorgebracht, schwatzen könne. Und wirklich schien sich diese Hoffnung auch zu bestätigen. Lord Paul richtete die Frage an ihn:

„Wo befindet sich unsere Nichte Valentine jetzt?"

„Stellt eine andere Frage, die mich allein angeht, Paul, und ich werde Euch darauf antworten — auf diese aber nie!"

„Nun so trinkt!" sagte Paul kalt, — „Ihr kommt dann auch nie mehr in Gefahr, Euer Wort zu brechen."

Fendriz näherte sich ihm mit dem gläsernen Pokal. —

„Trinkt, guter Herr, es ist bald vorüber ... ich habe Alles selber gemischt ... ich bleibe bei Euch, bis es alle ist mit Euch ... ich möchte gern dankbar sein wegen des Pfundes."

„Giftmischer!" schrie der Abbé und schleuderte ihm den Pokal aus der Hand, daß er in Scherben auf dem Fußboden zerschmetterte — ein scharfer, häßlicher Duft entstieg dem verschütteten Inhalt desselben.

„Nun, so verhungert Ihr, Hochwürdiger!" rief Lord Paul aufstehend, indem er Onophri einen Wink gab. Lady Dryfesdale war dem Beispiele ihres Bruders gefolgt. Beide verließen, ohne sich weiter umzublicken, das Gemach. Indem der Abbé ihnen nachstarrte, fast betäubt von dem Dunste des Giftes, welches vor ihm auf dem Boden lag, fühlte er sich von hinten erfaßt, im nämlichen Augenblicke stülpte man auch über seinen Kopf eine tiefe Mütze, die ihm bis an die Schultern herabfuhr und zog sie durch eine Schnur am Halse zusammen, so daß er nicht sehen und nicht um Hilfe schreien konnte, da das Innere der Mütze gleich einer vollkommen geschlossenen Larve dicht an seinem Gesicht anlag. Die Hände fing man in einer Schlinge und schnürte sie zusammen, deßgleichen die Füße, und in diesem wehrlosen Zustande fühlte sich Abbé Orlimont fortgetragen. Nach der Lage seines Körpers konnte er abnehmen, daß man ihn Treppen hinabtrug. Endlich fühlte er sich auf kalten Steinboden niedergelegt, von seinen Händen wurde die Schlinge abgezogen — man ließ ihn ruhig liegen. —

Wir sind weit entfernt, den gräßlichen Tod des Abbé Orlimont zu schildern. Lord Paul gab Feste in den schön decorirten Zimmern des Hotels, während in dem tiefsten

Kerker, umgeben von Nacht, sein Bruder unter den entsetzlichsten Qualen sein Leben endete.

So lange der Unglückliche noch lebte, befand sich Lulei Fendriz in einer Aufregung ohne Gleichen, der Abbé war seinen Beobachtungen entgangen. Indeß Lulei war nicht der Mann, der sich ohne weiteres eine solche Freude entgehen ließ. Am fünften Tage machte er sich, ohne Lord Paul's Willen, zum Augenzeugen von des Abbé's letzten Augenblicken. Einige Tage später verfiel er in sein altes Uebel, in jene gräßliche Abspannung, in den an Wahnsinn gränzenden Zustand, den wir früher schon einmal schilderten. Aber dieser Zustand stieg diesmal zu einer außerordentlichen Höhe, er redete förmlich irre und in seinen Ideen vermischten sich die Dinge, die er erlebt, auf die seltsamste Weise.

Onophri wurde jetzt sein intimster Freund und entdeckte einen wunderbaren Zusammenhang in den wirren Reden des Elenden. Er machte Lord Paul darauf aufmerksam und eine Reise nach Irland, welche Onophri unternahm und auf welcher ihn Fendriz begleitete, war das Resultat des Ergebnisses, welches Letztere Lord Paul und Onophri aus Luleis verwirrten Reden herausgefunden hatten. Obwohl sie wohl kaum eine Ahnung des Geheimnisses, das Lulei trotz seiner immerwährenden Phantasieen nie ganz zusammenhängend ausgesprochen hatte, haben konnten, so waren sie doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Pfarrer von Iverting vorzüglich dabei betheiligt sein müsse.

Bösewichter tragen stets Furcht in sich.

Onophri sollte durch künstliche Mittel dies Geheimniß erspähen, deßhalb wurde die Reise desselben nach Irland bestimmt.

Der Leser wird sich erinnern, daß in demselben Moment, als Tom Baillali, der Kaplan von Iverting, und Richard Otlington vor der Leiche des Farmers Lainerwogh standen, eine Equipage des Lords Grundherrn auf der Straße, welche durch das Dorf führte, angerollt kam, weßhalb Tom Baillali Richard zur Flucht rieth, da er bei des Lords bekannter Unabhängigkeit das Schlimmste für Richard fürchtete.

Die Equipage rollte an dem erschlagenen Farmer vorüber, ohne daß er von den Darinsitzenden bemerkt wurde. Wenn sich Onophri schon wunderte, keine Menschenseele in der Gasse des Dorfes zu sehen, so stieg sein Erstaunen nicht minder, als er dem Schlosse näher kam und aus demselben ihm ein wüstes, wildes Geschrei entgegendrang.

Indem die Equipage in das Schloß einfuhr, klirrten auch die Fensterscheiben über ihnen, und Onophri sah sich, kaum im Hofe angelangt, von dem empörten Volke von Iverting umringt. Man kannte ihn als des Lords rechte Hand, und es wäre um sein Leben geschehen gewesen, wenn nicht der ehrwürdige Pfarrer von Iverting wie ein rettender Engel in diesem Moment im Schloßhofe erschienen wäre und die empörte Menschenmenge durch sein Ansehen, welches er bei ihnen durch jahrelangen treuen Beistand in aller Noth sich erworben, von dem Morde abgehalten hätte.

Onophri befand sich in einem kläglichen Zustande, man hatte ihn mit Knitteln und Fäusten beinahe halb todt geschlagen. Es dauerte eine Zeit lang, ehe er sich von diesen respectswidrigen Angriffen auf seine Person zu erholen vermochte.

In Iverting war Ruhe geworden, man glaubte an keine Ahndung des Aufruhrs, doch man hatte sich getäuscht.

Eines Tages erschienen die Criminal=Gerichts=Behörden von Dublin und es wurde zur Untersuchung geschritten. Der Mord an dem Farmer, der Angriff auf Onophri, die Demolirung des Herrenschlosses, wenn sie auch nicht einmal zur Hälfte ausgeführt worden, waren Verbrechen, die die schwersten Strafen erheischten.

Der ehrwürdige Pfarrer und Tom Baillali wurden ihrer Stellen entsetzt, der Erste, weil er der Oheim des Todtschlägers Richard war, auf den die in die Enge und Angst getriebenen armen Leute von Iverting, da sie Richard entflohen und vor jeder Strafe gesichert wußten, bekannten, der Kaplan aber als selbstthätig bei dem Aufruhr betrachtet wurde. Als dem alten ehrwürdigen Pfarrherrn diese Entscheidung des Gerichtes publicirt worden war, empfing er auch zugleich von Onophri im Namen des Lords Befehl, sich auf's Schloß zu verfügen. Als er sich daselbst einfand, empfing ihn Onophri mit Danksagungen, daß er ihn vor der Wuth der Aufrührer geschützt habe.

„Ich habe den besten Dank bereits empfangen, Master Onophri,“ antwortete der alte ehrwürdige Geistliche

mit Ruhe, „indem ich den Staub dieses Ortes von meinen Füßen schüttele, bin ich hinlänglich belohnt für Alles was ich seit 30 Jahren hier nach meinen schwachen Kräften Gutes gewirkt habe. Jeder Andere würde diesen Ort des Fluches mit Freuden verlassen, ich nicht — die Gewohnheit von dreißig Jahren her, wurzelt zu tief in meiner Seele.“

„Ehrwürden,“ entgegnete Onophri, „des Lords Herrlichkeit steht es jedenfalls frei, das Urtheil des Gerichts zu vollziehen oder nicht, so wie es bei Ihnen, Ehrwürden, steht, des Lords Herrlichkeit zu verpflichten, wenn Sie nur wollen.“

„Master Onophri,“ sprach der Pfarrer, „wir wissen Alle, daß Sie Sr. Herrlichkeit rechte Hand sind, wir wissen, was Sie vermögen, wir wissen aber auch, welch ein böses Herz Sie haben.“

Onophri wurde durch diese Worte nicht im Geringsten aus seiner Ruhe gebracht, er war zu verhärtet, um irgend einer Mahnung längere Zeitdauer bei sich zu gestatten, als sie bedurfte, um zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus zu gehen, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt. Er lächelte blos.

„Ehrwürden besitzen eine schlechte Meinung von mir, doch lassen wir das, es ist Nebensache. Des Lords Herrlichkeit kennt ein Geheimniß, bei welchem Sie nicht minder betheiligt sind.“

Eine Pause folgte.

Das tiefgefurchte Antlitz des Pfarrers drückte im er-

sten Moment einen Anflug von Ueberraschung aus, dann sagte er:

„Es giebt nur göttliche Geheimnisse, die ewig und unergründlich sind, menschliche werden stets offenbar."

„Wissen Sie, wer es verrathen hat? Lulei Fendriz!"

„Lulei Fendriz ist nie der Mann, dessen Stimme beachtet werden dürfte vor einem Gerichte, er ist ein Trunkenbold und ein Verrückter."

„Es betrifft eine Leiche, Ehrwürden, die nach dem leiblichen Tode noch geboren haben soll."

„Des Himmels Fügung ist wunderbar, Master Onophri."

Die Ruhe des Pfarrers versetzte Onophri in Aufregung, er fühlte, daß ein Geheimniß hier unterlag und daß sein Plan an der kalten Fassung dieses ehrwürdigen Priesters scheiterte. Onophri wurde heftiger, er versuchte Lockungen, sie schlugen fehl.

„Master Onophri, geben Sie sich keine Mühe, jedes Wort ist umsonst," sprach dee Pfarrer. „Sie würden nie der Mann sein, dem ich ein Geheimniß anvertrauen würde. Hier ist die Entscheidung der Behörde, die mich jeder Rücksicht gegen Orlimont entledigt. Mit Ihnen habe ich nichts zu schaffen."

So verließ er Onophri, welcher nun die Ueberzeugung zu haben glaubte, daß von jetzt an die Sicherheit seines Gebieters gefährdet sei. Indeß die Ueberlegung sagte ihm auch, daß wenigstens vor der Hand diese Ueberzeugung dem

Lord geheim bleiben, daß Fendriz als eine lebendige Nothwendigkeit, die noch dereinst von Nutzen sein könne, in der Umgebung des Lords oder der Lady gehalten werden müsse. Das Leben dieses Elenden war also gefeit gegen jeden Angriff oder gegen jeden Wunsch seiner Gebieter, ein Werkzeug ihrer schändlichen Thaten vernichtet zu sehen und somit sich Schweigen zu sichern.

Indeß hatte der Aufenthalt im Schlosse zu Iverting eine besondere Einwirkung auf Lulei Fendriz gehabt, er war melancholischer als je geworden. Tom Baillali war die Ursache dieses verschlimmerten Zustandes, er hatte Gelegenheit gefunden, mit ihm allein und von Niemandem bemerkt, zu sprechen, als Fendriz einst mit gesenktem Haupte am Ufer des kleinen See's in der Nähe des Schlosses hinschlenderte. Bei dieser Begegnung, die von Seiten Tom Baillalis vielleicht gesucht war, geschah es, daß Fendriz vielleicht zum ersten Male in seinem Leben eine außerordentliche Furcht vor dem Strafgerichte Gottes bekam — eine Idee, die bei ihm gänzlich geschlummert hatte oder vielleicht auch nie dagewesen war und jetzt durch die furchtbare Mahnung Tom Baillalis erst erweckt wurde.

Was der ehrwürdige Kaplan ihm bei dieser Begegnung ans Herz gelegt hatte, verließ die von den schrecklichsten Traumbildern gequälte und erfüllte Phantasie dieses Elenden nie mehr.

Seit dieser Stunde sprach er zuweilen von Gott und von dem Sohne des Hauses, der da kommen würde, sein

Erbe und Rechenschaft zu fordern, er schwatzte von der Hölle und ewigen Verdammniß — seine bisher dem Wahnsinn nahe verwandten Ideen hatten also den Zusatz einer religiösen Furcht erhalten, die ihn, wie Saul'n dereinst die bösen Gedanken, zuweilen überkam. Seine Nüchternheit war ein abscheulicher Zustand der gänzlichen Erschlaffung aller Lebensgeister, eine geistige und physische Monotonie, welche ihn beherrschte — der Zustand der Trunkenheit eine Ueberspannung aller seiner Ideen und gänzliche Macht- und Kraftlosigkeit seines Willens und doch zugleich der einzige wahre Ausdruck seines Seelenlebens — die ihn erst nach der Begegnung mit Tom Baillali überkommene religiöse Furcht aber eine Unnatur, die ihn noch abscheulicher machte, da sie mit keinem Glauben, mit keiner Reue verbunden war, eine Ausgeburt der Angst und des Wahnsinns. So war Fendriz ein lebendiges Gespenst, sein Leben ein fortdauernder Fluch.

Onophris Geschäfte bestanden nicht allein in der fehlgeschlagenen Absicht, das Geheimniß zu ergründen, das Lulei Fendriz in seinem halb wahnsinnigen Zustande immer und immer als Axe, um welche sich seine wirren Ideen drehten, diente, sondern auch zugleich die von den Pariser Gerichten constatirte Todesnachricht des Abbé Orlimont nach Dublin zu bringen und die Uebergabe des hinterlassenen Vermögens desselben an den Anwalt des Lord Paul zu veranlassen. Indeß hier traf der ehrenwerthe Onophri auf einen Stein des Anstoßes, welcher Lord Paul der Mühe

überhob, für den Consum der Hinterlassenschaft zu sorgen. —

Es fand sich ein von dem Abbé vor Jahresfrist nach Dublin gesendetes und daselbst deponirtes Testament bei der betreffenden Behörde daselbst vor, das Lord Paul und Lady Dryfesdale vollkommen von jedem Anspruch auf dies Erbe ausschloß, diesen dagegen der noch lebenden Tochter Lord Julius Orlimont-Bruces (Kapitän O'Byrn) oder deren Kindern zuerkannte, welche Rechtmäßigkeit der Erblasser als unumstößliche Wahrheit feststellte. Ein Codicill setzte noch zum Ueberfluß fest, daß, wenn sich binnen Frist von funfzehn Jahren kein legitimer Erbe zu Empfangnahme der Hinterlassenschaft gemeldet habe, diese dann an die Armenverpflegungsbehörden in Irland gleichmäßig zu vertheilen sein solle. —

Onophri glaubte sich vom Schlage getroffen, als er im Namen seines Lords und begleitet von dessen Anwalt die Vorlesung dieses letzten Willens anhören mußte. Nicht der Verlust dieser Erbschaft allein bekümmerte ihn, die indeß nicht unbedeutend war, sondern die zuversichtliche Angabe in dem Testamente von dem Dasein einer sicheren Erbin der Majoratsherrschaften der Orlimont-Bruce, welcher Recht somit aufs Neue ins Gedächtniß gerufen wurde und auf Lord Paul als jetzigen Majoratsherrn den Makel einer Verfolgung dieser Erbin warf. Diese Erbschaft war somit für den Lord und dessen Schwester verloren und nachdem Onophri noch einen neuen Farmer auf des Lords Gütern in

Conaught eingesetzt hatte, reis'te er in Begleitung des melancholischen Fendrix nach Frankreich zurück, ärgerlich über den schlechten Erfolg seiner Reise. Noch ehe er abreis'te, verließ auch der ehrwürdige Pfarrer Otlington das Dorf Iverting, Tom Baillali folgte ihm nach.

Lord Paul fand sich nicht eben freudig überrascht von den Ergebnissen dieser Reise, ja er sah sich sogar bedroht von einer Möglichkeit, den Besitz seiner Majoratsherrschaften zu verlieren, wenn es seiner Nichte Valentine gelang, den Beweis ihrer legitimen Abkunft von Julius Orlimont zu führen. So bedeutend auch die Güter Lord Pauls waren, so boten sie ihm doch kaum die Mittel, seine vielen Lebensbedürfnisse zu decken; auf ihnen ruhte eine ungeheuere Schuldenlast, welche eine Folge der früheren unsinnigen Verschwendung Pauls war, der Glanz dieser Besitzthümer gab ihm das Nothwendigste für einen großen Herrn, Credit.

Abbé Bernard wurde mit dem Resultat von Onophris Reise bezüglich des Vermögens des Abbé Orlimont bekannt gemacht — bis jetzt hatte er es dem Lord verborgen, daß Valentine bereits in den Händen ihrer Feinde sei. Man wird sich erinnern, daß an dem nämlichen Tage, als Charles oder Chevalier Miramont, wie ihn Bernard stets höflicher Weise zu nennen pflegte, dem Lord die Eröffnung der Entdeckung des Aufenthalts beider Kinder machte, Abbé Orlimont es für nothwendig fand, das Quartier Valentinens, den Meierhof der Madame Boufleur, gegen das Garten-

haus am Quai von Bethune zu vertauschen. Durch diese unerwartete Maaßregel, eine Folge des Argwohns gegen Charles, welcher sich auch später als begründet herausstellte, war die Spur von Valentinen verloren. Charles hatte einige Zeit später den Kampf mit Innocent, das Krankenlager im Hotel Dieu machte jeder seinen weitern Forschungen ein Ende — Lord Paul ahnte nicht im Geringsten, daß Abbé Bernard die Entdeckung des neuen Asyls Valentinens gemacht und zugleich die Letztere in die Hände des spanischen Grafen Nunez überliefert habe. Bernard fand es für nöthig, jetzt den Lord von diesen Vorgängen zu unterrichten, ohne jedoch seine Kenntniß, seine Mitwissenschaft dabei an den Tag zu bringen. Dies beruhigte Lord Paul vollkommen, er hielt sich nun ganz sicher vor jedem Anspruch auf seinen Majoratsbesitz. Für den Abbé hatte jedoch die Kenntniß von Abbé Orlimonts Testamentsclausel noch einen besondern Werth — nach einem kaum verflossenen halben Jahre ließ er von Rom aus einen Brief an das Erbschaftsgericht in Dublin abgehen, welcher den Anspruch eines Sohnes von Madame Valentine an das hinterlassene Vermögen des Abbé Orlimont enthielt. Obwohl dieser Anspruch durch keine gerichtlichen Dokumente bewiesen war, so konnte und mußte er doch als ein Lebenszeichen einer der Abkömmlinge Valentinens gelten und spätere Schritte in dieser Sache erleichtern. Bernard erhielt auf geheimem Wege Correspondenzen aus Rußlaund und zwar von Charles, der dort als Chevalier und natürlich unter seinem Fa=

milienamen und wie wir schon erwähnt, als ein zur russischer geheimen Polizei gehörender Spion lebte. Diese Correspondenz ergänzte die, oder berichtigte vielmehr die, welche Lord Paul mit seiner Schwester unterhielt und die von Lady Drysesdale dem Abbé stets mitgetheilt wurde, obwohl er weit entfernt war, dies mit Charles Correspondenz gegen sie zu thun. Wie sehr auch Lady Drysesdale auf den Namen Mannweib Anspruch machen konnte, so wußte Abbé Bernard doch durch sein Benehmen, durch die Gewandtheit seines Geistes ihr zu imponiren. Sie hielt ihn für unschädlich im Bezug auf ihre Pläne und ahnte durchaus nicht, daß sie diesem klugen und so einfach scheinenden Manne bereits unterthänig geworden war.

Der Vortheile, welche Lord Paul bei den Familiengliedern Grusinsky errang, waren bisher sehr wenige. Vom Fürsten Sergius konnte er keine Nachricht geben, Niemand wußte etwas von ihm. Durch Charles Bemühungen, durch dessen Verbindungen mit der geheimen Polizei hatte es sich herausgestellt, daß Fürst Sergius bis jetzt noch nicht in der Gewalt der Regierung sei, daß überhaupt kein Licht über die von ihm projektirte Verschwörung gegeben werden könne. Die blutigen Meutereien in den Wolgadistricten, welche auf Rechnung dieser geheimen Verschwörung gesetzt worden waren, stellten sich nur als ein Bauernaufruhr dar. Fürst Sergius lebte in Freiheit und Niemand wußte wo? Jedoch gingen diese Nachforschungen im Stillen fort, es waren vornehme russische und polnische Namen in Mehrzahl dabei compromittirt, und wenn die Conspiranten auch noch auf

freiem Fuße sich befanden, so war dies vielmehr eine List der Regierung, sie zu dem Glauben zu verleiten oder vielmehr sie darin zu bestärken, die Regierung habe keine rechte Ueberzeugung, sie halte das Gerücht für grundlos. Diese scheinbare Lässigkeit mußte die allmählig sicher werdenden Conspiranten zu Demonstrationen verleiten, welche dann der Regierung als unzweideutige Beweise gelten konnten. Charles war eines Theils die Seele dieses Planes. Seine vollkommene Kenntniß der Pariser Verbindungen gegen Rußland durch seine Täuschung Mademoiselle Antoinettens bildete die Basis seiner Mission. Als französischer Adliger hatte er in allen vornehmen russischen Familien Eintritt, man vertraute ihm mehr, als man einem in Bezug auf Gesinnungen nicht ganz gekannten Landsmann vertraut haben würde. Seine Stellung setzte ihn in den Stand, seinem Range gemäß zu leben. Mit den Geldern der Regierung, die ihm zugestanden waren, machte er einen Aufwand, der Viele blenden mußte. Die Hoffnung auf Wiedererstattung dieser Ausgaben stützte sich natürlich auf die nach gelungenen Verrath erfolgende Confiscation der Güter und des Vermögens der Verschwörer. Fürst Ismael war nach der Schilderung Lord Pauls sowohl als auch Charles ein gemeiner neidischer Mensch, der sich fest an den Lord angeschlossen, jedenfalls aus Speculation wegen des Erbvertrags zwischen den Abkömmlingen der Familie Bruce, und gegen ihn eine affektirte Freundschaft zeigte, dabei seine Schwester Velaska in dessen Augen zu verdächtigen suchte

als eine Geizige, Habsüchtige. Ismael war unverheirathet, Velaska Witwe. Sie besaß ein ansehnliches Vermögen, das den Neid Ismaels im höchsten Grade erregt hatte, um so mehr, als beide feindlich gegen einander gesinnt waren, und Ismael fürchtete bei einer Wiederverheirathung Velaska's die Hoffnung darauf zu verlieren. Velaska dagegen betrachtete ihn als einen Verschwender, der nur nach Reichthum trachte, um seinem unsinnigen Hang nach Ehrenstellen und Rang dadurch zu fröhnen; Lord Paul und Charles setzten auf diese Feindseligkeit beider Geschwister große Hoffnung, ihren Plan auszuführen, — diese Hoffnung blieb aber einseitig, wenn es ihnen nicht gelang über Fürst Sergius' Aufenthalt Gewißheit zu erlangen und ihn auszuliefern. So standen die Angelegenheiten, um deren willen Lord Paul Paris verlassen und nach Rußland gereis't war. Afanasia's Mutter ahnte von diesen Bestrebungen natürlich nichts, sie lebte in der Ueberzeugung, daß nur allein die Freundschaft für sie, Lord Paul zu dieser Reise bewogen habe, um gewisse Nachrichten über Sergius' Schicksal einzuziehen, da sie fürchtete, er sei nach den Bergwerken Siberiens gebracht worden. Mit der Zeit gewann also Abbé Bernard eine vollkommene Uebersicht der Vermögensumstände sämmtlicher Abkömmlinge der Familie Bruce. Waren Lord Pauls Güter auch mit einer Schuldenlast überhäuft, so waren sie doch ein großes Besitzthum, welches für spätere Zeit bei erfolgter Abzahlung dieser Schuldenlast große Renten abwerfen mußte. Lady Drysesdale be-

saß mehr baaren Fond als Grundbesitz, die fürstliche Familie Grusinsky einen Hauptreichthum in ihren Gütern und Velaska noch ererbtes Vermögen überdies. Sowohl sie als Ismael hatten den Erbvertrag unterschrieben, der ihren angeborenen Leidenschaften des Geizes und der Habsucht schmeichelte und als Mittel erschien, alles in ihren Kräften Stehende aufzubieten, um diesen großartigen Reichthum für sich zu erringen. Bernard rechnete daher vorzüglich auf ihre Leidenschaften, durch welche sie sich einander verderben sollten, er rechnete dabei auch auf das Glück, das den Fürsten Sergius über kurz oder lang in die Hände seiner Feinde liefern würde. Es mag auffallend erscheinen, daß wir sagen, dieser schlaue, gewandte Priester, welcher die geheimen Fäden eines so weit ausgedehnten Planes leitete, rechnete auf die Leidenschaften der Betheiligten, auf ihre besonders hervorstechenden üblen Neigungen; jedoch verweisen wir den Leser auf den fast täglich sich herausstellenden Beweis, welche Feindschaft, welchen endlosen Haß, welche unwürdige Pläne die Aussicht auf ein großes Besitzthum unter den Mitgliedern einer Familie hervorruft. Treten wir vor die Schranken der Erbschaftsbehörden und sehen, wie der Bruder sich gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen seine leiblichen Kinder auflehnt, wie mißgünstig sie sich anfeinden, sich im Haß ereifern, der dann lebenslänglich zwischen ihnen bleibt und oft von Kind auf Kindeskinder erbt. Dieser Haß, dieser Neid ist nicht selten der Ruin ansehnlicher Familien, die

Wurzel großer Verbrechen*). Selbst der bravste Mensch, der nie einen Neid, eine Feindseligkeit gezeigt, eignet sich schnell bei zweifelhaft scheinenden Erbschaftsfällen diese Neigungen an, als hätte er ihnen stets angehangen. Diese Erbsünde durchwandert alle Klassen der Gesellschaft, vom Throne bis zum Bettler herab, dessen Besitz in Lumpen besteht. Der Fürst steht in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit dem Proletarier. Charles hatte dem Abbé eine Andeutung gegeben, thätig zu der Entdeckung von Fürst Sergius' Aufenthalt mitzuwirken, indem er ihm empfahl, wo möglich mit Polen oder Russen sich bekannt zu machen. Als einen der thätigsten Commissaire der geheimen Verschwörung hatte er ihm einen in Paris lebenden ehemaligen polnischen Stabsoffizier Miroslawski genannt, und Abbé Bernard strebte nun dahin, den Bezeichneten kennen zu lernen und sich seines Vertrauens zu bemächtigen.

---

*) Ist Kaspar Hauser nicht ein Beweis dieser Wahrheit? Zu welchen schändlichen Mitteln und Verbrechen verleitet die Sucht nach Besitz!

Extreme.

Es ist bald Mitternacht.

Die Glocken von Saint Marguerite haben die eilfte Stunde längst verklungen.

Aus der Restauration „zur ewigen Freude" strömt eine Schaar lustiger junger Leute, sie singen die fröhlichen Gassenhauer, welche in der Vorstadt Saint Antoine wie in der Saint Jacques eine Heimath haben, wo sie nicht so leicht vergessen werden und nach Jahren noch periodenweise wieder aufleben, denn der alt gewordene Arbeiter erinnert sich ihrer als der Lieblingslieder seiner Jugend, und singt sie dem neben ihm arbeitenden Nachwuchs vor. Findet sie derselbe nur ein wenig für die Gegenwart passend, berührend die Interessen der Jetztzeit, so erhebt er sie aus dem Staube und die Straßen von Saint Antoine hören die nämlichen Lieder, welche sie vor zwanzig, dreißig Jahren gehört haben, sie werden zur Tradition mit der Zeit,

eine Tradition, die so sehr mit dem Geiste dieser armen, stets im Joche der Arbeit lebenden Menschen zusammenstimmt und gleichsam ihr immerwährendes Erbtheil bildet. Die Straßen sind schon öde — der Sonntag ist vorüber, vier Stunden noch hin, da glühen schon wieder die Oefen der Feuerarbeiter und die Hammerschläge schallen aus den halbunterirdischen Boutiquen heraus, den Beginn einer neuen Arbeitswoche andeutend. Bei dieser Schaar junger vergnügter Arbeiter befinden sich auch Mädchen, ebenfalls Arbeiterinnen, die sich an der Seite ihrer Geliebten halb emancipirt haben, das heißt, sie rauchen ihre Cigarren, sie trinken um die Wette mit ihnen sie tanzen wo möglich bis zum Morgen und wenn der Verdienst fehlt, darben sie ohne Klage. Die Restauration zur ewigen Freude ist ein sehr gastliches Hotel, man findet dort immer Gesellschaft. Die Sonntage dort sind köstlich, man tanzt und berauscht sich ein wenig. Der Hauptführer dieses kleinen fröhlichen Trupps ist Innocent Perigord. Er ist aufgeregt, ohne trunken zu sein; heiter wie er ist, denn er kämpft mit keiner Sorge wie früher, lacht er laut, und seine Lustigkeit scheint für die Andern ein mächtiger Impuls, die ihre zu erhöhen. An seinem Arme hängt eine Blondine, sie accompagnirt allen seinen lustigen Einfällen und begleitet seine Lieder mit kräftiger Stimme. So haben sie den sogenannten Thronplatz erreicht. Die Luft ist mild, der Himmel gestirnt. Innocent kommt auf den tollen Gedanken, hier ein improvisirtes Fest zu feiern — der Name des

Platzes ist ganz geschaffen dazu — der in der Mitte desselben stehende monumentale Brunnen, eine Gruppe von vier springenden Löwen, aus deren offnen Rachen vier starke Wasserströme in ein Sandsteinbecken herab plätschern, paßt vortrefflich zu einem Throne, die den weiten Platz begrenzenden Häuserreihen bilden die Colonnaden dieses improvisirten Thronsaales — es kann keinen glücklicheren und seltsameren Einfall geben. „Meine Freunde, eine Idee!" ruft Innocent — „eine brillante Idee! Ironisiren wir eine königliche Huldigung, das wird tausend Spaß geben. Ich und Mademoiselle werden unsern Thron besteigen, das heißt die Rücken jener steinernen Ungeheuer. Ihr tanzt und singt — ich ertheile Euch königliche Gnaden, Mademoiselle Jeannette wird mich unterstützen."

„Gut, gut — das soll sein!" ruft der ganze Trupp seelenvergnügt.

„Er will immer was Besseres als wir sein!" brummt Nicolet, ein kleiner verwachsener Bursch, der mit Innocent zugleich bei Mr. Keroly dem Papier-maché-Fabrikanten arbeitet und einen heimlichen Haß auf Innocent hat.

„Nicolet, heran!" ruft Innocent — „wir ernennen Dich zu unserm ersten Minister und zugleich zum Lustigmacher. Du wirst Dich unter den Rachen eines der wasserspeienden Löwen setzen."

„Ich danke," antwortet Nicolet — „setz' Dich selbst hin!"

Ein rasendes Gelächter bricht los. „Nun seht, diesen

gleichgiltigen Menschen, auch für die Ehre ist er nicht empfänglich!" lacht Innocent — „er weiß gar nicht, daß ein erster Minister zwei Chancen vor sich hat."

„Welche? ich möchte sie kennen!" knurrte Nicolet.

„Indem er selbst der Narr des Königthumes scheint, hat er entweder den König oder das Volk, zuweilen auch Beide zugleich zum Narren."

„Wenn das ist, gut," antwortet Nicolet nach kurzem Ueberlegen mit hämischem Lachen — „steigen wir hinauf!" Dieser Entschluß Nicolets vervollkommnet den Spaß, man ahnt, daß ein Scherz folgen wird. Mademoiselle Jeannette wird auf den Rand des Beckens gehoben, eine der lockern Holzbohlen der dicht dabei befindlichen Abzugsschleuße zwischen dem Straßenpflaster dient als Steg über das Wasser des Bassins zu der Löwengruppe hin. Innocent schreitet zuerst über den gefährlichen Pfad und reicht Mademoiselle Jeannette die Hand, dann hebt er sie auf den Rücken eines der springenden Löwen, Nicolet kauert sich unter dem Löwen Richards, er schneidet Gesichter — die Untenstehenden lachen — die Gruppe, die sie in der dämmerigen Nacht vor sich sehen, trägt halb das Gepräge des Abenteuerlichen und des Burlesken, ja wäre der verwachsene Nicolet nicht, der einem Affen gleich unter dem einen Löwenbilde hockte, hätte sie sogar etwas Gespenstisches an sich — der weiße Schaum, den die aus den Löwenrachen sprudelnden Wasserströme im Becken verursachen, gleicht Funken, die im Nu aufblitzen und verschwinden, eine lebhafte Phantasie

könnte sich diese stets neu sich bildenden Funken als ein fortglimmendes Feuer ausmalen, dem diese colossalen Thiergestalten zu entspringen scheinen. Innocent läßt das Gelächter seiner lustigen Kameraden zu Ende kommen, ehe er spricht. Seine Phantasie ist so erregt, daß er, an seine Studien bei Abbé Orlimont sich erinnernd, sich in diesem Moment einbildet, einer der spanischen Herrscher zu sein, der vor seinen Granden hoch zu Rosse hält. Leise berührte er Nicolets Schulter und sagte zu ihm: „Gebiete Ruhe: ich will eine Rede halten!"

„Heda, Ruhe! der steinernen Majestät ist etwas in den Kopf gekommen!" rief Nicolet — Gelächter folgte darauf. Nachdem es sich gelegt hatte, hob Innocent, der durch dies Gelächter wieder ganz in seine Heiterkeit zurückgerufen worden war, von oben herab an: „Ich bin ein improvisirter König." Die bei Nacht taugen nicht viel, da die an der Tagesordnung nur selten eine Ausnahme von dieser Regel machen."

„Parbleu man muß sich in Alles finden! Es kommt mir vor, als wäre mein Königreich zu Wasser geworden — Nicolet, wie ist Dir zu Muthe?"

„Naß, Ew. Majestät, Euer erster Minister erhält die Nothtaufe."

„Das ist sehr gut, Du warst stets ein vertrockneter Kerl, Nicolet. Doch in Wahrheit, ich glaube selbst, ich werde blos einmal in meinem Leben einen König repräsentiren, einen wahrhaft geheimnißvollen König, eingewickelt

in die Schleier der Nacht, der, wenn er früh aufwacht, von all seiner Herrlichkeit nichts aufweisen kann, als einen kerngesunden Appetit zum Frühstück; aber auf Ehre und Seligkeit, keinen Gram deßwegen! Wir wollen lustig sein. Auf, tanzt und singt oder singt und tanzt — unser Königreich hoch!"

Ein donnerndes Hoch! erscholl. Man lachte und jubelte über den närrischen Einfall, eine Posse dieser Art zu improvisiren.

Nicolet begann eins der alten Lieder, die sich aus den Zeiten der Revolution noch herschreiben, welche die Handorgelspieler gewöhnlich auf den Straßen zu singen pflegen. Der Refrain dieses Gassenhauers war ungefähr folgender:

Hut ab und Kopf ab! ein neu Regiment,
Das wie das Feuer des Satanas brennt!

Diesen Refrain sangen Alle mit und Jeder bestrebte sich durch die möglichst quikenden und heulenden Töne die Possenhaftigkeit dieses Auftritts zu erhöhen.

„Und jetzt tanzt!" rief Nicolet — „Se. Majestät und ich werden Euch die Melodie vorpfeifen. Ihr wißt doch, das ist ein altes Herkommen? Mademoiselle Jeannette, die höchste Tugend unter der Sonne, wird accompagniren."

„Galgenstrick!" rief Jeannette herab — „was geht Dich meine Tugend an?"

„Mich und Andere nichts," antwortete Nicolet hämisch — „für Nichts interessire ich mich nie."

„Schweig, Nicolet!" befahl Innocent, indem er ihm

einen tüchtigen Stoß mit dem Fuß ins Genick versetzte — „was soll das? Beleidigungen stören das Vergnügen.“

Nicolet schien wenig berührt von dieser Ermahnung, er begann zu pfeifen. Innocent secundirte, Mademoiselle Jeannette trällerte dazu. Die Untenstehenden führten einen jener unter den niedern Classen so beliebten Tänze auf, welchen man den Spottnamen „die Sonnenwende“ gegeben und der die lächerlichsten Stellungen und wahnsinnigsten Pantomimen darbot, dabei wild und furiös war. Obwohl Innocent und Jeannette die Mimik der Tänzer nicht sehen konnten, so belustigte sie doch das wilde Durcheinanderspringen unter ihren Augen so sehr, daß sie sich zu lebhaftem Applaus hingerissen fühlten. Indem Innocent laut lachend und Bravo rufend in die Hände klatschte, empfand er gleichzeitig einen starken Stoß, der ihn emporhob und fast zur Seite hinab in das Bassin gestürzt hätte; indeß er erhielt sich noch glücklich — Nicolet schlug ein hämisches Gelächter auf und wollte schnell über die Bohle hinspringen.

„Niederträchtiger Schurke!“ rief Innocent zornig über diese abscheuliche Tücke. Er ergriff Nicolet beim Kragen, um ihn festzuhalten und zu sich zurückzuziehen — Nicolet schien jedoch wenig von dieser Anziehungskraft zu halten, er strengte sich an, sich loszureißen. Innocents Sitz auf dem Rücken des Löwen erlaubte durchaus keine großen Anstrengungen, denn er war zu gefährlich. Er ließ also Nicolets Kragen plötzlich los und dieser verlor vornüber das Gleichgewicht und taumelte von der Bohle in das Bassin

herab. Das Gelächter war rasend, aber es verstummte schnell, denn die gleichmäßigen Schritte der Nachtpatrouille wurden hörbar und zugleich mehre Stimmen von der andern Seite des Platzes. Alle legten nun Hand an, Innocent und Jeannette herüberzuhelfen, während Nicolet von Einem unterstützt dem unfreiwilligen Bade entstieg. Zu jeder andern Zeit wäre Nicolet der Gegenstand des allgemeinsten Spottes geworden, indeß in diesem Moment dachte Niemand daran; die Gefahr der Nachtpatrouille in die Hände zu fallen, wünschte Jeder zu vermeiden. Kaum hatte man Mademoiselle Jeannette herübergeholfen, als sie sich auch zerstreuten. Innocent passirte den gefährlichen Steg über das Bassin zuletzt und da ihm der Weg grade aus nach der Saint Antoine-Straße durch Entgegenkommende gesperrt war, so sah er sich genöthigt, eine andere Richtung einzuschlagen. Er wendete sich rechts nach der kleinen Straße Ormeaux, und seine schnellen Schritte entzogen ihn bald dem Bereich der Patrouille, die nach einer andern Seite hinmarschirte. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß die durch Nicolets Tücke und das Nahen der Patrouille gestörte Posse, die im Ganzen nur ein Ergebniß seiner heiteren Laune gewesen, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit seinem eigenen Schicksale habe. Selten wurden derlei Gedanken bei ihm rege, weil er sich bemühte, sie zu vergessen, beim Entstehen sogleich zu unterdrücken, da er sich sagte, es sei die größte Thorheit sich an Verlornes zu erinnern. Diese Ueberlegung oder vielmehr Ansicht, sich über die Wechselfälle

des Lebens hinwegzusetzen, leistete Innocent sehr gute Dienste. Trotzdem er sich jetzt wohl befand, da er einen guten Verdienst hatte und nicht wie ehemals in der Reine Blanche am Hungertuche zu nagen gezwungen war, so hatte er doch Stunden, in denen er unwillkürlich über sich nachdachte. Bei einem solch unverdorbenen Gemüthe und solchem Scharfsinn konnten die Eindrücke, die er durch den Umgang mit dem Abbé Orlimont, mit Madame Valentine, durch Mademoiselle Antoinette Schulkowska, ja selbst durch Charles empfangen hatte, sich so leicht nicht verwischen. Madame Valentinens zärtliche Liebe hatte bei ihm eine Empfänglichkeit für herzliche Empfindungen hervorgerufen, die allerdings wohl schon in seinem Gemüthe lag, jedoch nicht so ausgebildet war. Der Umgang mit edlen Frauen ist für jeden Jüngling eine Bildungsschule, indem er auf seine Sitten einwirkt, sie verfeinert und ihnen eine Richtung giebt, welche nur auf Vervollkommnung seiner selbst, nämlich seiner Eigenschaften und Gemüthsanlagen zielt. Abbé Orlimont dagegen hatte auf seinen Geist eingewirkt, durch ihn war er mit Dingen bekannt geworden, die ihm unter andern Umständen gänzlich fremd geblieben wären. Sein Studium der spanischen Geschichte war, obwohl er es nur für eine Marotte des guten Abbé's ansah, doch nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben, er lernte daraus Schlüsse ziehen, die seinen Verstand schärften und ihm die Ueberzeugung gaben, daß das Glück eben so wie bei dem armen Arbeiter, nicht immer auf dem Throne heimisch sei — es hatte

ihm eine Art theoretischer Menschenkenntniß beigebracht, die ihn über seinen jetzigen Stand und seine Umgebung erhob. Jedoch eben diese Menschenkenntniß hatte auch den Lehren des Argwohns, welche Pater Hilaire unter dem Vorwande bittrer Erfahrung ihm einzuflößen bemüht gewesen, einen Weg zu seinem Herzen gebahnt. In der That fand sich der Satz, daß der Mensch nichts ohne einen gewissen, bald stärkeren, bald geringeren Beigeschmack von Eigennutz oder Selbstsucht thue, in der spanischen Geschichte vollkommen begründet. Nach Pater Hilaires Grundsatz mußte also die Gottergebenheit nur ein verfeinerter Egoismus, eine Wirkung tiefliegenden Eigennutzes sein, denn der wahrhaft Fromme rechnete dereinst auf die dadurch zu erwerbende Seligkeit nach dem Tode. Auch diese Lehren waren nicht ohne Einfluß auf Innocent geblieben. Mitten in der heitersten Laune, mitten im geräuschvollsten Vergnügen wandelte ihn zuweilen eine Düsterheit an, die einen seltsamen Contrast zu seiner natürlichen Heiterkeit aufstellte, er schien plötzlich nachdenkend zu werden und sein Blick, kurz vorher leuchtend vor Freude, verfinsterte sich. In solchen Augenblicken quälte ihn der Gedanke, daß alle Diejenigen, welche ihm jetzt anhingen, die ihn seiner Heiterkeit wegen liebten, deren Seele er zu sein schien, ihn eben so unbeachtet lassen würden, wenn er ihnen nicht als Ursache diente, ihre eigne Fröhlichkeit zu steigern, sich über die Sorgen des Lebens hinwegzusetzen, daß sie ihn, wenn er gebrechlichen Körpers oder beschränkten Geistes wäre, kaum beachten würden. Diese traurige

Spur der Lehren Pater Hilaires, wurde glücklicherweise bis jetzt noch durch keine bittere Erfahrung unterstützt, seine Jugend, seine Gemüthsanlage, sein natürlicher Hang zum Vergnügen kämpften rastlos gegen dieselbe. Der Aufenthalt in dem Jesuitenhause in der Straße François hatte indeß noch einen Eindruck auf ihn gemacht, der wesentlich dazu beitrug, ihn einer Gleichgiltigkeit näher zu bringen, die ihm scheinbar so fern lag. Im Jesuitenhause selbst war er jeder Sorge überhoben, nichts fehlte ihm als die Freiheit, und die Entbehrung derselben war durch die Sicherheit gegerechtfertigt, die er daselbst fand. Würde er aus dem Police in die Freiheit versetzt und zu der Nothwendigkeit, um sein Leben zu erhalten, gezwungen worden sein, als Arbeiter die niedrigsten Dienste zu thun, dann hätte sich die Erinnerung an die Tage, wo er im Umgange mit dem Abbé Orlimont und Madame Valentine lebte und ohne Sorgen, im Gegentheil mit großen, obgleich ungewissen, geheimnißvollen Hoffnungen der Zukunft entgegen sah, nicht so leicht unterdrücken lassen. Der Contrast wäre zu auffallend und schmerzlich gewesen. Im Jesuitenhause selbst war derselbe durchaus wegen der mangelnden Freiheit nicht gänzlich verbannt, er trug nur einen andern Charakter, einen verhüllenden, welcher Innocent leichter seinen Verlust vergessen und die Kluft, die zwischen seinem vergangenen Leben und der nun eingetretenen Ruhe lag, nicht so sichtbar hervortreten ließ. Die Veränderung, welche durch seine Entfernung aus dem Jesuitenhause und seine Anstellung

in der Fabrik des Herrn Keroly bewirkt wurde, war gleichfalls kein schroffer Uebergang, indem er erstens nicht nur darauf vorbereitet war, sondern auch mit diesem Wiedereintritt ins thätige Leben seiner Eitelkeit geschmeichelt wurde, durch seine eigene Anstrengung und Fleiß sich gewissermaaßen zum Herrn seines Schicksals gemacht zu sehen. Sein guter Verdienst glich jede Unebenheit aus und bestärkte ihn bis zu dem Tage, wo er mit Papa Michel den geschilderten Auftritt hatte, in der Meinung, nur der Mensch, welcher sich mißtrauisch der Liebe Anderer entzöge, könne sicher sein, daß er nicht getäuscht werde. Innocent konnte sichs nicht verbergen, daß die Bedingung, welche Michel gestellt, jeden Umgang mit Pater Hilaire aufzugeben, einer Undankbarkeit sehr ähnlich sähe; doch er fügte sich hinein, und die von Michel bei ihm angeregte Lebenslust, die Neigung zu Vergnügungen trug den Sieg davon. Michel hatte ihn verlassen, Innocent konnte, so sehr er über eine mögliche Ursache dieser fast einem Verschwinden ähnlichen Entfernung des alten Mannes nachsann, doch keine genügende Antwort sich geben. Jemehr er sich in diesen Gedanken vertiefte, desto mehr nahm auch eine gewisse Unzufriedenheit mit Michel bei ihm überhand, er beschuldigte ihn bei sich einer gewissen Geheimnißthuerei, die seine Aufrichtigkeit, die Wahrheit seiner Zuneigung in Zweifel stellte. Doch die gänzliche Freiheit, welche er nun besaß, dies sich selbst allein Angehören und Niemand über sein Thun nur die geringste Spur einer Rechenschaft zu geben gefiel ihm und

so vergaß er bald Michels Entfernung. Indem er jetzt in die kleine Straße Ormeaux hineinschritt, die den Thronplatz mit der Straße Montreuil, die zu der gleichnamigen Barriere führt, verbindet, überließ er sich der Betrachtung, daß sein Leben bisher einem Schauspiel gleiche, in dem die Figuren kommen und verschwinden, ohne eine sonderliche Lücke in dem Gange desselben zu verursachen. So waren alle die verschwunden, welche auf ihn Einfluß gehabt, die er geliebt hatte und er lebte noch und konnte heiter sein. In diesen Ideen sah er sich durch ein aus einem Hause auf ihn zueilendes Kind gestört. Es war ein Mädchen von vielleicht zehn Jahren, und so viel er unterscheiden konnte in die dürftigsten Lumpen gehüllt. „Ach, Herr Doctor, kommen Sie recht rasch, Vater stirbt — der Etienne ist schon zum zweiten Male nach Ihnen, gewiß ist er fehl gelaufen."

Diese Anrede war kaum unter einem Strom von Thränen verständlich, welche das Kind vergoß. Innocent war gerührt; obwohl er dem armen kleinen Mädchen verständlich zu machen suchte, daß er nicht der erwartete Arzt, sondern ein nur durch Zufall diese Straße Passirender sei, so war es ihm doch durchaus unmöglich, dem Kinde diesen Glauben einzureden, es ließ ihn nicht von der Hand los und zog, immerfort schluchzend, ihn in das Haus hinein, aus dem es vor Kurzem erst herausgekommen. In der That fehlte Innocent der Muth, sich von des Kindes Hand loszumachen, er glaubte ein Verbrechen an der Verzweiflung und dem Unglücke dieses armen Wesens zu begehen, wenn

er den Irrthum mit Gewalt zerrisse. Er folgte also in der Hoffnung, vielleicht irgend eine Hilfe leisten zu können. Die Hausflur war dunkel wie das Grab, der spärliche lichtere Schein, den die dämmrige Nacht in einem schmalen helleren Streifen durch die offene Thüre hereinwarf, half ihm nichts, da er den Rücken demselben zukehrte. Durch eine Hinterthüre traten sie in einen engen Hof ein. Einige Schritte seitwärts machte ihn seine kleine Führerin darauf aufmerksam, daß er sich jetzt vorsehen solle, denn sie hätten nun zwölf Stufen hinunter zu steigen. Die Wohnung war nämlich ein Kellergewölbe, eine jener unterirdischen Boutiquen, die so elend als ungesund der großen Feuchtigkeit wegen, so traurig als entsetzlich, die größte Armuth ihrer Bewohner, die gänzliche Entblößung von allen Hilfsmitteln und Nahrungslosigkeit bekunden. Ein häßlicher Zug drang ihm entgegen. Vor sich unten in der Tiefe, sah er in einer dichten Finsterniß ein Licht flackern, ein banges tiefes Stöhnen drang zu seinen Ohren. Die Treppen waren schmal und elend, ausgetreten. Innocent empfand einen Schauer, aber zugleich fühlte er auch ein Interesse rege werden, welches ihn vorwärts trieb — ach, solch großes Unglück wie hier mußte ja das Mitleid rege machen. Innocent kannte solch ein Elend noch nicht, obwohl er in der Schule der Leiden aufgewachsen und die Entbehrungen der Armuth kennen gelernt hatte. Charles Dupins statistischen Tabellen nach, sterben täglich in Frankreich drei Personen den Hungertod, buchstäblich genommen. Diese Höhle des Unglücks,

in die Innocent jetzt hinabstieg, schien einen solchen Unglücklichen dieser täglichen Dreizahl zu beherbergen. Endlich waren sie hinabgekommen, es dauerte einige Zeit, ehe Innocent im Stande war, die Gegenstände, die sich seinen Augen hier vorstellten, zu unterscheiden. Wir übernehmen es, dem Leser eine Schilderung dieser traurigen menschlichen Wohnung zu geben. Ein großes Kellergewölbe, das früher jedenfalls zur Aufbewahrung von Speiserequisiten gedient hatte und von dem Besitzer des Hauses oder dessen Vorgänger in eine menschliche Wohnung umgewandelt war. Eine modrige feuchte Luft herrschte darin, jetzt etwas unterdrückt durch einen immerwährenden leichten Zug, der mitten durch diesen traurigen Raum strich und den Innocent sich nicht erklären konnte, der ihm aber bald mit Schauder enthüllt ward. Möbeln gab es in dieser Wohnung des Jammers nicht, wenn man zwei kurze Bänke nicht dazu rechnen will. In einer Ecke stand eine Schusterwerkstatt, es war die Wohnung eines Schuhflickers. In einer alkovenartigen Austiefung der Mauer befand sich ein breites dünnes Strohlager, der matte Lampenschimmer beleuchtete diese Streu, auf der Innocent ein menschliches Wesen erblickte, welches mit einigen Lumpen überdeckt war und entsetzlich stöhnte. Dicht neben dem Kranken saß ein vielleicht acht Jahr alter Knabe, in ein zerrissenes Umschlagetuch gehüllt, hohläugig und mit eingefallenen Wangen. Dieser Arme schien großen Hunger zu haben, er kaute an einer schon halbverzehrten Rübe, die er in den beiden kleinen Händen hielt Eine

Frau, ein ganz kleines Kind auf dem Schooße, saß bei dem Haupt des Kranken, der sie mit beiden Armen umfaßt hielt. Der Anblick dieses Weibes war abschreckend, es zeigte sich halb entblößt, ein alter geflickter Mannesrock, den es trug und dessen Knöpfe durch das auf ihrem Schooße sitzende und spielende Kinde aufgemacht worden waren, ließ den nackten, von keinem Hemde bedeckten Oberkörper sehen, ein Unterrock verhüllte die untere Hälfte des Körpers. Die Haare hingen wild und ordnungslos um Nacken und Schulter und über die Stirn herein. Das Gesicht war abgezehrt, todtenfahl, das Elend war in tiefen Falten in diese Züge geschrieben, der Blick war wirr, gleichgiltig, planlos, wie bei Jemand, der von einem schweren bedrückenden Kummer umfangen ist — der höchste Grad des Elends macht stets gleichgiltig.

An der Mauer, einige Schritte entfernt von der Gruppe, lehnte ein Mädchen von sechzehn Jahren ungefähr, dürftig gekleidet, blassen Gesichts, ein Bild tiefen Schmerzes, das um so mehr zum Herzen sprach, als es wirklich ein schönes blasses Antlitz war. Die Arme dieses Mädchens hingen schlaff an den Seiten herab — eine Gestalt, welche sich gänzlich willenlos und ergeben in das große Elend hier zeigte.

„Hier ist der Herr Doctor, der dem Vater helfen wird," sagte das kleine Mädchen, welches Innocent an das Lager führte.

„Es ist zu spät, er ist bald hinüber," antwortete die Frau mit tonloser Stimme.

„Mein Gott, das ist ja nicht Herr Champierre,“ sprach das älteste an der Mauer lehnende Mädchen — „wen bringst Du denn da, Suson?“

„Das ist nicht der Doctor?“ fragte die Kleine betroffen — „warum ist er mit mir gegangen?“

Ehe Innocent noch Antwort geben konnte, sprang ein Knabe von zwölf Jahren ungefähr, in Lumpen gehüllt, wie seine jüngere Schwester, die Treppe herunter und verkündete die trostlose Nachricht, daß Herr Champierre so eben in einem Wagen zu einem andern Kranken abgeholt worden sei. „Wir haben freilich keinen Wagen für den Doctor, auch verdient er nichts bei uns,“ sagte die arme Frau mit tiefem Grolle — „stirb ohne Doctor, Frederic — es dauert etwas länger — je nun, wer so viel Qualen ausgestanden, wie wir, kann auch noch eine Viertelstunde länger leiden — was ist's mehr?“

Dieser bittre Hohn klang so fürchterlich, da er einer ganz tonlosen Stimme angehörte, daß Innocent zusammenschauderte — der Kranke warf sich winselnd auf die andere Seite. Man schien gänzlich die Gegenwart Innocents zu vergessen, die Kinder warfen sich neben dem Stöhnenden nieder und schluchzten. Das kleine Mädchen war gänzlich außer sich, sie umschlang die Kniee des Kranken und weinte laut.

„Mademoiselle,“ sagte Innocent, nachdem sich das älteste Mädchen wieder aufgerichtet hatte — „ich bin nicht der Doctor, den Sie zur Hilfe erwarteten; aber die Thrä-

nen dieses armen kleinen Kindes rührten mich zu sehr, auch wollte es durchaus nicht auf meine Protestation, daß ich nicht der Arzt sei, hören. Womit kann ich Ihnen in dieser Noth beistehen? Was fehlt denn dem Kranken?"

„Er hat Gift genossen, er wird sterben — es ist unser Vater," antwortete die Angeredete leise und unter Thränen.

„Mein Gott!" rief Innocent erschrocken — „wäre keine Hilfe möglich?"

„Ach, wir sind zu arm — wenn wir Milch hätten, vielleicht würde ihm diese helfen, aber wir besitzen keinen Sou, ich habe meinen letzten Sou für Brot hingegeben, die Kinder hungerten heute Abend so sehr."

„Wo wäre jetzt Milch zu bekommen?" fragte Innocent schnell — „sagen Sie es, Mademoiselle — ich habe Geld — hier, sehen Sie, drei, vier, fünf Francs und zwölf Sous."

„Sie wollten Milch für unsern armen Vater bezahlen!" entgegnete das blasse Mädchen mit großer Freude — „o wie gütig sind Sie! — Hier drüben bei der Victualienhändlerin Coqueriaux, sie verkauft welche — aber sie ist ein böses häßliches Weib, sie würde uns Alle sterben lassen, weil wir arm sind."

„Lassen Sie die Kleine mitgehen, ich schaffe die Milch herbei."

In wenig Sekunden war Innocent mit Suson wieder außerhalb des Hauses und donnerte an die Boutique

der gerühmten menschenfreundlichen Victualienhändlerin an. Nur sein determinirtes Auftreten, seine unverblümte Drohung, es der Polizei zu melden, daß Madame Coqueriaux nicht verkaufen wolle, wenn das Geforderte zur Hilfe eines Kranken nöthig sei, machte die würdige Nachbarin nachgiebig, daß sie gegen höheren Preis ihren Vorrath von Milch hergab und sogar die Forderung Innocents einging, ein Feuer anzumachen und den größten Theil derselben so schnell als nur möglich zu sieden.

Das Gift, welches der arme Schuhflicker genossen, schien nicht frisch und kräftig gewesen zu sein — jedenfalls hatte es durch die Länge der Zeit an seinem Gehalte so sehr verloren, daß es blos zur Qual, aber nicht zum Tode des Mannes diente. Innocents Hilfe kam noch zu rechter Zeit. Am Ende wäre der ausgemergelte Körper dieses mit Hunger und Kummer aller Art Belasteten doch unterlegen. Innocent war in dieser Nacht zum Trostesengel Unglücklicher geworden. Es war ohngefähr zwei Uhr des Morgens, als der Vergiftete gerettet, in einen leichten Schlummer fiel. Der Morgen hatte mit einem etwas starken Winde sich eingestellt, der vom Thronplatz durch die Straße strich, der Zug in dieser armseligen Wohnung verstärkte sich so, daß das Lämpchen auszulöschen drohte.

„Aber, mein Gott, warum schließen Sie nicht die Thüre?" fragte Innocent — „es muß ein Fenster offen stehen."

„Ja," sagte das älteste Mädchen, „wir besitzen weder Fenster noch Thüre."

„Wie?" fragte Innocent erstaunt — „wie kann man Ihnen ein Quartier ohne Fenster und Thüre vermiethen?"

„Mein Herr," sprach das Mädchen mit niedergesenkten Blicken — „es ist ein bitteres Geständniß, sagen zu müssen, daß unsere große Armuth die Ursache dieses Mangels ist. Der Wirth hat uns das Logis gekündigt, weil wir die letzte Miethe nicht entrichten konnten. Ach, Sie kennen gewiß die Armuth nicht, mein Herr, es ist das traurigste Gefühl, da es den Menschen so fremd dem Menschen macht. Vor zehn Tagen war die Frist verstrichen, wo wir ausziehen sollten — ach, Niemand wollte uns aufnehmen, kein Mensch gab uns ein Logis — ach, sie wissen im Voraus, daß wir so arm sind, um auch den geringsten Zins nur mit Mühe erschwingen zu können. Der Wirth, um uns zur Räumung des Quartiers zu zwingen, ließ das Fenster und die beiden Thüren ausheben — er ist ein hartherziger Mann. Die Mutter hat eine Schürze vorgehangen, der Wind aber streicht durch."

Innocent war so ergriffen, daß er für die ersten Augenblicke wirklich sprachunfähig war. Diese Grausamkeit gegen die Armuth jagte ihm einen Schauer ein. Wie reich war er als Sohn der Armuth gegen d i e s e Armuth! Sie überstieg Alles, was nur eine sich in das traurigste Elend versenkende Phantasie erdenken konnte.

Die Angst wegen der Vergiftung war gehoben, der

arme Mann schlief, die jüngeren Kinder waren neben ihm auf das dürftige Strohlager niedergesunken, selbst die Frau lag abgemattet und tief Athem holend da. Das älteste Mädchen bewachte den Schlummer ihrer Familie, obgleich ihr selbst der Schlaf sehr nahe schien.

„Mademoiselle," sagte Innocent — „ich bin Arbeiter, das Glück hat mich begünstigt, ich habe einen guten Verdienst — früher war ich auch sehr arm, aber man hat mir aufgeholfen. Ein Arbeiter hat sich vor dem Andern nicht zu schämen. Nehmen Sie diese wenigen Francs, die ich für heute noch bei mir habe, um beim Erwachen Ihrer Familie die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse zu gewähren. Morgen Abend komme ich wieder. Ich arbeite nicht sehr weit von hier, in der Papiermachéfabrik des Herrn Keroly."

„Mein Herr," antwortete das Mädchen, indem Thränen des Dankes über ihre blassen Wangen flossen — „ich habe in der großen Noth, die uns drückt, zuweilen an Gott und Menschen gezweifelt, ich glaubte nicht, daß uns noch eine Hilfe bevorstände. Wenn man so entsetzlich arm ist, hat man keinen Muth und keine Hoffnung. Alle stießen uns zurück — ich arbeite in Blumen, ein kümmerlicher Verdienst, kaum das Leben für sich allein durchzubringen. Man war sehr mitleidslos gegen mich, man schmälerte meinen geringen Lohn und trieb mich fast zur Verzweiflung. Wie viele tausend Thränen haben die schönen wie natürlich aussehenden Blumen benetzt, die ich in diesem traurigen Leiden

arbeitete. Manche vornehme Dame prangt mit meiner Hände Arbeit und ahnt nicht, daß sie von der Verzweiflung bethaut ist. Jetzt will ich nicht mehr zweifeln, ich habe einen Menschen gefunden, einen guten Menschen."

Diese Antwort war so einfach und schmucklos und doch so tiefgefühlt, daß Innocent, obgleich er nicht ein weinerliches Gemüth war, eine Thräne nicht unterdrücken konnte, er fühlte, daß es jetzt nicht Zeit sei, von einer möglichen größern Hilfe zu sprechen. So bleich auch dies junge Mädchen aussah, so dürftig auch ihre Kleidung war, so sehr fühlte er sich doch zu ihr gezogen. Ihr Gesicht verschönte sich, indem sie aus tiefempfundenem Danke weinte, ihre Sprache war die des Herzens, ungekünstelt und daher zum Herzen dringend.

„Wie heißen Sie, Mademoiselle?" fragte er fast schüchtern.

„Marion Caussaide," antwortete sie.

„Schlummern Sie ruhig, gute Marion — morgen Abend sehen wir uns wieder!"

Marion begleitete ihn die Treppe hinauf und öffnete ihm das Haus.

Innocent schritt rasch über den Thronplatz hin, seine Gedanken waren mit dem beschäftigt, was er heute erlebt. Er sah den Brunnen mit der Löwengruppe sich zur linken Hand liegen im Grau des nur durch einen lichteren Schimmer am Osten auftauchenden Morgens und er wurde unwillkürlich zu der Betrachtung geleitet, wie wunderbar die

Extreme im Leben an einander grenzen. Einige Stunden früher hatten die lustigen Kameraden seinem improvisirten Königthum auf dem Rücken einer dieser Löwenfiguren Beifall gespendet und jetzt kehrte er aus einer Höhle des Unglücks nach Hause — sein Königreich hatte sich in eine traurige Erfahrung aufgelös't. Von dem improvisirten Thron war er herabgestiegen in den Schacht des Elends und der Verzweiflung, die Freude hatte sich in eine tiefe Rührung verwandelt. Voll von diesem Gedanken kam er in seine einsame Wohnung, und im Einschlafen noch glaubte er der armen weinenden Marion Worte zu hören: „Ich habe einen Menschen, einen guten Menschen!"

Eine Rache.

Im Hotel am Quai Malaquais herrscht eine tiefe Ruhe — es ist gegen die Mittagszeit. Die Fürstin Mutter ist nach eingenommenem Frühstück ausgefahren. Afanasia hat ihr vertraut, daß der Prinz, ihr Gemahl, eine schöne Villa außerhalb Paris zu kaufen gedenke, um sie mit diesem ländlich stillen Asyl zu überraschen, sie, die Fürstin Mutter solle diese Villa in Augenschein nehmen und hören, ob der Prinz mit dem Verkäufer ins Reine sei, oder welche Hindernisse dem Abschluß des Handels im Wege ständen. Die Fürstin Mutter, glücklich, daß ihre schöne Tochter wieder so weit ruhig ist, und fest überzeugt, daß diese projektirte ländliche Zurückgezogenheit ihr Ruhe und Glück vollkommen wiedergeben werde, erfüllt den Wunsch Afanasia's, Nachricht über den abzuschließenden Kauf einzuziehen, selbst an Ort und Stelle Nachfrage zu halten und ihr zugleich den in ihren Besitz gelangenden Landsitz schildern zu können, nur zu gern, denn mit dem Glücke

und der Ruhe Afanasia's erhöht sich ja ihr eigenes Glück, ihre eigne Zufriedenheit.

Eben der tiefe Kummer, den Afanasia um die Entfremdung ihres Gemahls gehabt, hat das Band der Mutterliebe der alten Fürstin noch mehr befestigt und demselben einen eigenthümlichen Reiz gegeben, jene unbeschreibliche und zärtliche Sorgfalt, Alles zu dem Glücke ihres Kindes beizutragen, was nur in ihren Kräften steht, jene rührende Theilnahme, welche das Loos des geliebten Kindes zu ihrem eigenen macht. Man sieht diese erhöhte Mutterliebe oft bei Frauen, die ihre älteste Tochter oder ältesten Sohn verheirathet haben, sie sind dieser oder diesem mehr zugeneigt als ihren andern noch unverehelichten Kindern, sie betrachten deren Verhältnisse, jede Chance des Glückes, welche sie betrifft, als ihre eigenen, sie durchleben gleichsam einen zweiten unsichtbaren Ehestand, eine neue Laufbahn, zu der sie ihre Erfahrungen mitbringen. Je höher die Theilnahme, die Muttersorgfalt für Afanasia's Glück sich steigerte in dem Herzen der Fürstin Mutter, desto mehr erkaltete ihre Liebe zu ihrem Sohne Valerian, der ein wüstes, ihr verhaßtes Leben führte. Dieser junge Schwelger war seit kurzer Zeit gänzlich mit ihr zerfallen, einige harte Auftritte zwischen ihm und der Fürstin Mutter waren die Ursache dieses Zerwürfnisses gewesen. Die ausschweifende, verschwenderische Lebensweise dieses jungen Schlemmers, der ohne Besonnenheit, ohne Rücksicht für die Wohlfahrt seiner Familie, deren Vermögen gänzlich vergeudet haben würde, hatte

ihn zu den unbilligsten Forderungen gegen seine Mutter getrieben, Forderungen, die sie nicht erfüllen konnte, ohne sich selbst zu ruiniren und die Rechte und Ansprüche ihrer andern Kinder zu Gunsten dieses jungen Wüstlings zu schmälern.

Valerian war ein so gewissenloser Schwelger geworden, daß er ohne Scheu das Vermögen seiner Brüder und Schwestern in den ausgesuchtesten Leckerbissen verschwendet, und sie selbst als Bettler, deren Eigenthum sein unersättlicher Magen verschlungen, bei der Bitte um einen Bissen Brot verächtlich von seiner überfüllten Tafel zurückgestoßen haben würde. Unter Drohungen, etwas zu thun, worüber die Fürstin Mutter sich nicht sehr erfreut fühlen werde, hatte er sie verlassen. Diese Drohung flößte derselben einen großen Schreck ein.

„Mein Gott, er wird doch nicht etwas Ehreschändendes begehen? War ich vielleicht zu hart gegen ihn?"

Mit diesen folternden Vermuthungen und Selbstvorwürfen belastet, frug die Fürstin Mutter den Abbé Bernard um Rath.

„Diese Angst, diese Vorwürfe, mit denen Sie sich selber quälen, gnädigste Frau," sagte dieser — „sind nur ein Zeichen Ihrer großen Mutterliebe zu ihm. Daher glaube ich nicht, daß Sie meinen Rath für gut betrachten werden, wenn er Ihnen auch, was er wirklich ist, als heilsam erscheint. Ihr eignes Herz ist eine zu große feindliche Macht dagegen."

„Sprechen Sie ihn aus,“ bat die Fürstin Mutter — „ach, es mag wahr sein, daß mein eignes Herz viel Ursache trägt, daß es so mit ihm steht; aber haben Sie Nachsicht, Herr Abbé, mit der Schwäche einer Mutter.“

„Die Nachsicht, welche Sie sich selber erzeigen, indem Sie eine sträfliche Schwäche einer energischen Handlung, einem festen Entschluß, dem Prinzen gebietend entgegenzutreten, vorziehen, gnädigste Frau, ist sein Verderb,“ antwortete der Abbé sehr ernst.

„Mein Gott, Sie laden mir einen schweren Vorwurf auf die Seele!“ rief die Fürstin Mutter.

„Dieser Vorwurf, gnädigste Frau, würde auf mich fallen, wenn ich schwiege. Meine Pflicht ist es, Ihnen zu rathen. Er ist mit einer Drohung von Ihnen geschieden; aber er ist nicht fähig, etwas zu thun, was seiner Ehre nachtheilig wäre, er ist zu schwach zu einem bösen wie zu einem guten Entschlusse. Fürchten Sie nichts von ihm; aber zeigen Sie auch kein Entgegenkommen — die Noth wird für ihn die beste Lehrerin sein, er muß sich gezwungen sehen, seiner ausschweifenden Verschwendung ein Ziel zu setzen, die Reue, die Verarmung, mit sich führt, nämlich eine selbstverschuldete Verarmung, wird ihn zur Vernunft, zur Einsicht seiner Thorheit bringen. Es ist vorauszusehen, daß er Mittel, sich selber zu helfen, um seinen Hang zur Schwelgerei zu befriedigen, suchen wird. Er wird den Wucherern in die Hände fallen, Wechsel ausstellen; aber die Zeit der Einlösung derselben wird ihn ängstigen — Sie

gnädigste Frau, werden seine einzige Hilfe sein, an die er sich wenden kann. Dann erst haben Sie ihn in der Gewalt, eher nicht."

So schwer auch der Fürstin Mutter der Entschluß wurde, sich bis zu einer solchen Krisis gänzlich ihrem Sohne zu entfremden, so fand sie diesen Rath dennoch als den einzigen, der eine mögliche und wahrscheinliche Besserung Valerians herbeiführen müsse. Ueberhaupt besaß der Abbé ihr Vertrauen und übte dadurch ein besonderes Uebergewicht auf sie aus. Dieser schlaue Mann wußte bereits, in welchen tiefen Verschlingungen sich Valerian verirrt hatte, es war also nöthig, ihn gänzlich seiner Familie zu entfremden, ihn jeder Gemeinschaft mit derselben zu entziehen. Wie leicht war es dann, diesen jungen Wüstling zu einem Verbrechen zu verleiten, sobald dieses ihm nur die Mittel verschaffte, seiner Leidenschaft zu fröhnen. Mit der Ausführung dieses Planes war dann auch zugleich ein zweiter erreicht, die Schande, ihren Namen, ihre Familie entehrt zu sehen, mußte für die Fürstin Mutter zum moralischen Todtschlag werden. Lady Dryfesdale war in diesen Plan eingeweiht und fand ihn für gut.

Um den Rath des Abbé leichter auszuführen, konnte nichts von so großer Unterstützung für die Energie der Fürstin Mutter sein, als eine Zurückgezogenheit von Paris. Der Entschluß des Prinzen, ihres Schwiegersohnes, sich in die Einsamkeit und den Frieden des Landlebens zurückzuziehen, entzog ihr jede Gelegenheit, welche sie zu einer

Schwäche in Bezug auf Valerian verleiten konnte. Der Abbé hatte Erkundigungen eingezogen, welche bestätigten, daß Prinz Paolo bereits den Kaufcontract mit dem Besitzer der Villa abgeschlossen und eine bedeutende Summe Aufzahlung geleistet hatte. Er war sehr zufrieden mit dieser Handlung Paolo's, denn diese Zurückgezogenheit, bei der die Fürstin Mutter natürlich mit betheiligt war, gab ihm deren Sohn Valerian gänzlich in die Hand, er hatte keine Einwirkung von Jemand zu fürchten, der seine Pläne, zum Verderben dieses Wüstlings angesponnen, etwa durchkreuzen konnte. Warum Prinz Paolo aus dem Ankauf der Villa gegen seine Gemahlin bis jetzt noch ein Geheimniß machte, war ihm unbekannt, indeß machte ihm dies keine Sorge. Die Fürstin Mutter war in Gesellschaft der Lady Dryfesdale nach der Villa gefahren.

Wir haben schon erwähnt, daß die Mittagszeit nahe war, nicht jene Tafelzeit der Vornehmen, sondern die einfache Bürgerglocke, die dem Arbeiter einige Viertelstunden Zeit gewährt, sich zu sättigen. Die Diener des Prinzen Paolo befinden sich im großen Wohngebäude, der Prinz selbst ist in vollständiger schwarzer Kleidung nach dem Pavillon gegangen. Xenie ist noch beschäftigt, die Locken ihrer Gebieterin zu ordnen. Alles ist heute so ernst, so feierlich gestimmt, Xenie wagt nicht einmal zu sprechen, sie sieht die Prinzeß furchtsam von der Seite an. Diese ist ganz anders als sonst, nachdenkend, als brüte sie über einen großen Gedanken. Xenie sieht in dem Spiegel, dem die Prinzeß ge-

genübersitzt, daß zuweilen eine Feuerwelle deren Gesicht überläuft. Dieses schöne Feuerantlitz scheint in Blut getaucht, es bewegt sich kein Zug in demselben, es gleicht einem steinernen Gesicht von einer rothen Flamme überhaucht. Xenie empfindet Unruhe und Angst in der Nähe ihrer Gebieterin, die heute ein weißes Atlaskleid ohne jeden andern Schmuck und Verzierung trägt. Diese große Einfachheit ihrer Kleidung macht sie reizend, ihre herrlichen Formen treten mehr hervor, diese schöne Gestalt bedarf keines Putzes, sie würde auch in einer ärmlichen Kleidung auffallen.

Endlich sind die Locken mit goldnen Nadeln befestigt. Afanasia erhebt sich aus dem Sessel und verweilt einige Sekunden lang vorm Spiegel. Dann verlangt sie ihren Sonnenschirm und verläßt stolzen Schrittes das Zimmer. Xenie will sie begleiten. Sie weis't sie zurück, ohne Worte zwar, aber finster, drohend.

Afanasia durchschreitet den Garten und tritt dann in den Pavillon. Auf Befehl des Prinzen haben die Gärtnerburschen für heute alle Arbeit eingestellt — der Garten ist leer von Menschen, selbst die Diener, welche sonst öfterer hier zu sehen sind, halten sich heute fern demselben.

Ein Zimmer des Pavillons ist neu decorirt, Tapeten, welche zu beiden Seitenlängen eine Colonnade bilden, sind gestern aufgehangen worden, der Fußboden ist gleichfalls neu, carrirt in blau und grau wie der Marmorboden einer Kirchenhalle. Dieses Zimmer birgt keine Geräthschaften

außer einen mit einer rothsammtnen Decke verhüllten Tisch, der fast in der Mitte steht und über den noch eine kurze weiße, mit Franzen besetzte Decke gebreitet ist. Ein sammtner Lehnstuhl steht hinter demselben, zwei dergleichen vor ihm. Auf dem Tische selbst sieht man ein silbernes Tablett, auf dem ein schön gearbeiteter silberner, im Innern vergoldeter Pokal und eine kleine antike Weinkanne mit Deckel aus demselben Metall steht. Unweit davon liegen zwei kleine Kuchen, ungefähr in der Größe eines Doppelthalers auf zwei silbernen Tellern, von denen jeder den Namenszug seines Besitzers trägt — P und A — Paolo und Afanasia.

In diesem Augenblick empfängt der Prinz seine Gemahlin, er ist ungemein bewegt, er schließt sie in seine Arme.

„Wie schön Du heute bist!" sagt er leise — „ach, Afanasia, jetzt, wenn ich Dich in solcher einfachen Schönheit sehe, möchte ich an meine Brust schlagen und rufen: Ich habe gesündigt gegen Dich."

„Möchtest Du das wirklich, Paolo?" fragt die Prinzeß mit einem seltsamen Lächeln — „nun, die Reue kommt nie zu spät."

„Kann ich sie besser beweisen, als durch den Schritt, den ich heute thue?" entgegnete er — „ja, Afanasia, ich gestehe Dir, diese Nacht war eine furchtbare für mich. Ich bin kein Frömmler, Du weißt es, aber ich erlag fast unter den Vorwürfen, die ich mir machte, die immer neu wieder-

kehrten und sich in meinem Geiste erzeugten wie Blasen, die unaufhörlich auf der Oberfläche eines stehenden Wassers kommen und verschwinden. Wer sagt mir, ob dieser Schritt ein segensvoller sei!"

„Diese Nacht wirst Du besser ruhen," flüstert ihm Afanasia lächelnd zu.

Mit diesen wenigen Worten hat sie seine Sinnlichkeit erregt, sein italienisches Blut wallt, heute fällt die Scheidewand, welche Afanasia selbst zwischen sich ihm als Bedingung gesetzt hat. In diesem Moment ist alle Reue, aller Zweifel in ihm verschwunden, nach vierteljähriger Enthaltsamkeit, zu der ihn Afanasia verpflichtet, am Ziele entbehrten Genusses in den Armen dieses schönen Weibes, würde er leichtsinnig dem Islam oder dem Buddhismus huldigen und vergessen, daß er ein römischer Christ ist. Afanasia hat für seine leidenschaftliche Gluth nur ein stummes Lächeln, aber eben dieses Lächeln ist zweideutig, es glänzt wie Freude, die sich in den Duft einer schönen weiblichen Schaam verhüllt, und doch ist es auch ein Ausdruck der Verachtung, in einer Täuschung verborgen. Paolo hat seinen Arm um sie geschlungen, er führt sie in ein andres Zimmer. Dort überreicht er ihr ein Papier. Es ist der Kaufcontract der Villa, er trägt ihren Namen und es bedarf nur ihrer Unterschrift, ihn vollkommen zu machen. Willig unterzeichnet sie. Paolo ist über dieses scheinbar Willenlose glücklich.

„O Du meine schöne Afanasia, ist Dein gerechter

Zorn gegen mich erloschen?" ruft er — „hast Du keinen Haß mehr auf mich, der Dich so tief kränkte?"

„Der heutige Tag vertilgt die letzte Spur des Hasses — o ich werde mich noch furchtbar an Dir rächen!"

Diese Antwort spricht Afanasia so heiter, so lächelnd, daß sie scherzhaft klingt — es sind Rosen, deren Dornen unsichtbar sind.

Paolo ist glücklich, daß sie Scherz treibt.

„Ja, räche Dich an mir," sagt er — „aber sinne ja auf eine recht furchtbare Rache, meine schöne weiße Taube."

Diese Scene der Täuschung und scheinbarer Uebereinstimmung wird gestört durch Schritte. Paolo öffnet die Thüre. Der ehrwürdige Fremde, den die Fürstin Mutter öfterer bei Paolo gesehen, tritt, von einem Diener begleitet, der ein kleines schwarzes Paket unterm Arme trägt, herein. Nachdem der Prinz und Paolo einige Worte mit ihm gewechselt, begeben sie sich in das erstere größere neu decorirte Zimmer zurück. Von jetzt an herrscht tiefes Schweigen zwischen ihnen, Beide versenken sich in tiefe ernste Gedanken, nachdem sie sich in die vor dem Tische stehenden Sessel niedergelassen haben. Nach einer Weile öffnet sich die Thüre, die in das Nebenzimmer führt, und der Fremde tritt im Gewande eines reformirten Geistlichen herein, langsam und würdevoll zu dem Tische schreitend.

. . . .

. . . .

Die heilige Handlung ist vorüber, Paolo und Afanasia sind nicht mehr römische Christen, sie haben das Abendmahl aus der Hand eines calvinistischen Priesters empfangen, Brot und Wein, sie haben „das ist" mit dem „das bedeutet" vertauscht. Der Priester hat sich entfernt und das Hotel verlassen, Paolo und Afanasia verlassen nun dieses Zimmer, Afanasia führt ihren Gemahl in das ihre, wo sie, wenn sie den Pavillon besucht, am Liebsten zu weilen pflegt. Dies Gemach ist nach ihrer Idee halb in morgenländischem, halb in abendländischem Geschmack eingerichtet. Auf beiden Seiten befinden sich Ottomanen, die zur Ruhe einladen. Der Reichthum hat sich hier ein beneidenswerthes Asyl gegründet, Alles glänzt hier, Xenie hat auf Befehl ihrer Herrin die vielen schönen Porzellanvasen, die hier auf zierlichen Postamenten stehen, an diesem Morgen mit frischen Blumen gefüllt und die Luft ist vom Aroma derselben geschwängert. In diesem eben so prachtvollen als stillen Asyl kann nur das Glück, die Zufriedenheit wohnen. Diese lauschige Ruhe ladet zum Selbstvergessen ein. Paolo sowohl als Afanasia sind ungemein ernst gestimmt, der Prinz scheint in Nachdenken versunken, er sitzt stumm an Afanasia's Seite, er hält ihre Hand in der seinen — er bemerkt nicht, daß ein höheres Roth unter der durchsichtig scheinenden Haut der Wangen Afanasia's schimmert, daß dies auffallende Zeichen einer großen innern Erregung immer höher bis zur Stirn hinauf zittert — ihr Antlitz scheint im Widerschein einer Sonne zu glühen, ihre Augen werden leuch-

tend, sie richten sich zuweilen auf ihn nach der Seite, als suchten sie etwas an ihm zu sehen.

Nach einer langen Weile erhebt Paolo den niedergesenkten Blick und sagt:

„Afanasia, es ist geschehen, die Scheidewand zwischen mir und meiner Familie ist gezogen — ich gehöre jetzt Dir allein an, den Apostaten würde meine Familie verachten, ich kann nie wieder nach Rom zurück.“

Eine Pause folgt.

„Ach, welch' unnennbare Angst in mir!“ seufzt der Prinz dann, mit der Hand über die Stirn fahrend — „wie Verbrechen liegt es mir auf der Seele.“

„Meinst Du, es sei kein Verbrechen, dem Wunsche eines Weibes zu entsprechen, das Du doch verachtetest, denn sonst würdest Du treu geblieben sein und Deinen Eid, am Altare geleistet, nicht vergessen haben, von Deinem Gott, von Deiner Kirche, von dem Glauben Deiner Väter nicht abtrünnig zu werden?“ fragt Afanasia mit scharfem, schneidendem Tone.

Paolo sieht sie an.

„Sprich nicht so, Afanasia, der Spott schmerzt — ach, was ist das? meine Glieder zittern!“

Afanasia lächelt, dies Lächeln gleicht der Spitze eines Dolches, es verwundet; Paolo wird davon getroffen, er schaudert vor diesem Lächeln zusammen, sein Gesicht nimmt einen Anflug von Blässe an.

„Nicht ohne Ursache zitterst Du,“ redet Afanasia — „indem Du Dir jetzt Vorwürfe machst, diesen Schritt gethan

zu haben, bist Du verachtungswürdiger als jeder andere Verbrecher. Du hast in diesem Moment nicht einmal einen Gott, Du weißt nicht, wie Du ihn anbeten, was Du von ihm glauben sollst — Du bist nicht Katholik, nicht Calvinist — Du bist nichts."

„Afanasia! welche —" eine sichtbare Veränderung ging im Angesicht des Prinzen vor, die Blässe, die im nämlichen Augenblick sein Gesicht deckte, wich einer schnell aufschießenden Röthe und diese verlor sich eben so rasch wieder — „mein Kopf — mir wird unwohl, Afanasia — Schwindel — Ohrenbrausen — Deine Hand, Afanasia."

Afanasia erhob sich schnell, statt ihm die Hand zu reichen.

„War Dir das heilige Brot zu scharf?" fragte sie laut lachend.

Paolo hört diese Frage, deren Worte durch das wilde Brausen vor seinen Ohren dringen, wie eine ferne schmetternde Stimme, er scheint empört von dieser Gefühllosigkeit und will sich aufrichten, aber die Kräfte scheinen ihn verlassen zu haben, er sinkt tief stöhnend in die Polster zurück, ein Krampf ras't in seinen Kinnladen, Schweiß tritt vor seine Stirn.

Afanasia steht vor ihm hochaufgerichtet, ihre Augen glühen wie Funken — sie ist ruhig, bewegungslos, ihr Blick haftet unverwandt auf ihm, dem ein furchtbarer Krampf die Glieder zusammenzieht, daß er nicht mehr Herr derselben ist. Sein Körper gleicht einer in Brand gerathe=

nen Maschine, die keiner Leitung mehr gehorcht, die Flammen wüthen innerlich und zerstören den geheimen Mechanismus. Selbst die Zunge versagt ihm den Dienst.

Und Afanasia betrachtet mit Ruhe diesen letzten Kampf, der um so fürchterlicher ist, als die natürlichen gesunden Kräfte seines jungen starken Körpers dagegen kämpfen. Dann kauert sie sich nieder am Rand der Ottomane, auf der er sich wälzt, stöhnend unter rasenden Schmerzen.

„Paolo," beginnt sie mit einer Gleichgiltigkeit, die in dem Munde dieses schönen Weibes ganz geeignet ist, auch seinen Geist zu vergiften — „Paolo, Du stirbst durch mich. Du hattest mich entehrt in den Armen einer Buhlerin, Du hattest meine Rechte auf Dich verachtet — konnte ich Dich mehr verachten, als daß ich Dich von Deiner Kirche losriß, von dem Glauben Deiner Väter, damit Du Dich selbst verachten müßtest? So ist es geschehen. Stirb elend — stirb in Verzweiflung, wie Du mich elend und verzweiflungsvoll gemacht hast — stirb ohne Hoffnung auf Barmherzigkeit des Himmels, den Du verläugnet — Deine Schmerzen rauben Dir jeden Gedanken an Reue — die Hölle erwartet Dich!"

Paolo stieß mühsam zwischen den fest auf einander geklemmten Lippen einen dumpfen Schrei aus, der Abscheu, der Zorn schleuderte ihn hoch vom Polster auf, er stürzte zu Boden, zu den Füßen Afanasia's, in deren Gesicht eine höhere Spannkraft sich ausdrückte, die von Sekunde zu Sekunde sich steigerte und den Blick ihres Auges wild machte.

„Als ich den Brief mit der süßen Einladung zum Rendezvous im Hotel Sir Richard Franklins fand," fuhr sie fort — „trieb mich der Zorn zu Sir Richard, der ein Fest außerhalb Paris gab, ich forderte ihn auf, mich in sein Hotel zu begleiten. — Hörst Du auch Alles, Paolo? — Es geschah —" Afanasia's Stimme fing hier zu zittern an, die vor die Seele gerufene Erinnerung rief den unbegrenzten Zorn in ihr mit einer furchtbaren Gewalt auf, er durchbebte sie sichtbar — „ich sah Dich in den Armen dieser Buhlerin im Genusse der Wollust!" rief sie nach einer Pause mit plötzlich starker Stimme — „ich sah mich entehrt — einer Buhlerin gleich gestellt — verachtet von Dir — das blieb Dir unbekannt. Aber wie Du mich entehrt hast, so sollst Du es werden — mit dem Gedanken, daß ich Deine Liebe verachte, Dich hasse und verabscheue — sollst Du enden."

Paolo's Schmerzen schienen unter dem furchtbaren Eindruck, den sein Geist jetzt empfangen hatte, verstummt zu sein, er lag gelähmt an allen Gliedern am Boden zu ihren Füßen.

Afanasia ging von ihm weg, sie verließ das Zimmer und kehrte, ehe noch eine Minute verflossen war, mit Sir Richard Franklin zurück. Bei seinem Anblick schien Paolo ein Schauer zu überlaufen, aber seine Glieder blieben gelähmt, die Kinnladen fest auf einander gepreßt.

„Dieser Elende," sagte Afanasia zu Richard, auf Paolo deutend — „hat uns zum Augenzeugen unsrer

Schande gemacht, er sterbe als Augenzeuge der seinigen, er soll sein Weib in den Armen eines Andern sehen, wie ich ihn sah in den Armen Ihrer Maitresse."

„Diese Rache gebührt mir!" rief Richard.

. . . .

Als die Fürstin Mutter nach Hause kam und erfuhr, daß Afanasia und ihr Gemahl noch im Pavillon wären, eilte sie zu ihnen. Sie fand eine Leiche und eine Wahnsinnige. —

Die Hilfe.

Am andern Tage erschien Innocent in der Straße Ormeaux wieder, es war zur Mittagszeit, wo die Arbeiter eine freie Stunde genießen, um ihre Mahlzeit zu halten. Was ihm in dieser Nacht durch die Dunkelheit, denn das Licht des spärlich brennenden Lämpchens war nicht im Stande, genug Hellung in dieser traurigen finstern Kellerwohnung zu verbreiten, verhüllt gewesen, das sah er jetzt. Er erschrack vor dieser entsetzlichen Armuth, die sich vor ihm entfaltete, ohne das Mittel zu besitzen, sich nur ein wenig verbergen zu können. Die Frau hatte die Schürze von dem kleinen Fenster, welches außerhalb mit dem Trottoir der Straße in gleicher Höhe stand, weggenommen, das Tageslicht fiel nun freilich herein, aber da es gleichsam erst durch einen Schlot passiren mußte, indem es über der scharfen Kante der lothrecht stehenden und jener horizontalen Mauer, welche die Decke bildete, angebracht war, so war es ein sehr

trübes, das Fenster stack in einem Aushau von Steinen, es war seiner Höhe nach auch so viel höher als die Decke selbst und das eindringende Licht brach sich demnach an dem vorstehenden Mauerwerk der Decke zuerst, ehe es den Boden dieses Kellers erreichen konnte, und machte den Fleck, auf den es fiel, auffallend hell, während es sich in dem übrigen Raume nur mühsam verbreitete. Marion war Innocent entgegengekommen, auf ihrem blassen Antlitz lag ein wunderbarer Ausdruck von Freude, von Glück und Dankbarkeit. „Meine Eltern, meine Geschwister haben gegessen," sagte sie, Innocent die Hand reichend, „sehen Sie nur, wie die Kinder glücklich sind. Auch die Mutter ist wieder anders, sie spricht nicht mehr vom Sterben wie diese Tage her — ach, der Hunger macht des Lebens überdrüssig."

Sie führte ihn zu dem Vater hin, der auf einer Bank saß, ein Bild des Jammers, ausgemergelt von Entbehrungen, leichenfahl im Gesicht, hohläugig, in Lumpen gehüllt. Die Mutter dieser unglücklichen Familie, auf dem Arm das kleinste, fast nackte Kind, um dessen Leib die früher am Fenster hängende Schürze gleich einer Leibbinde gewickelt war, trat heran, sie wollte Innocent die Hand küssen.

„Was thun Sie, Madame?" sagte dieser, „ich bin kein vornehmer Herr, der an solche Demüthigungen anderer Menschen gewöhnt ist, ich bin ein Arbeiter — ja, heute bin ich stolz, daß ich Arbeiter bin."

Das Wohlwollen, diese unverstellte Herzlichkeit, welche in dem Gesichte Innocents so deutlich sich ausdrückte, ge=

wann ihm schnell die Zuneigung dieser armen Menschen, die ein freundliches Wort, einen freundlichen Blick Anderer für einen Sonnenblick in der Nacht ihres Daseins ansahen. Durch die Bezeichnung seines Standes hatte er bei diesen Armen, die aus der schrecklichen Niedergedrücktheit, welche ihre Armuth auf ihr moralisches Bewußtsein hervorrief, eine Art geistige Erhebung bewirkt, die Kluft gefüllt, die gewöhnlich zwischen Wohlhabenden uud Armen existirt. Er trägt heute die luftige Blouse des Arbeiters, das ist eine Ueberzeugung für sie, seine Gutmüthigkeit gibt ihnen Vertrauen. Die Kinder stehen um ihn herum, sie wissen es, daß dies Derjenige ist, dem sie es zu danken haben, daß sie heute keinen Hunger empfinden. Seine Freundlichkeit steigert ihre materielle Dankbarkeit.

Ach, wie krank und blaß und eingefallen sind alle diese kleinen Gesichter, wie muthlos diese Augen! — Ja, die Armuth macht furchtsam. Daher ist auch die Empörung der Armen gegen die Reichen, die niemals Hunger empfunden, stets furchtbar, nur die Extreme führen den natürlichen Kampf — dies heißt dann Communismus, die Regierungen haben diesen Popanz erfunden, um die sich erhebende Armuth, die Antheil an den Geschenken Gottes und also eine Gleichheit will, mit einem Verbrechen zu brandmarken, das ist der beste Weg, die Hungernden, die in solche Extreme verfallen, zu bekämpfen. Würde man Jemand sagen, diese Armen haben sich empört gegen die bestehende Ordnung der Dinge, weil sie sich ausgeschlossen sahen von allen Lebensfreuden,

und wenn ja eine sich in ihre trostlose Armuth stahl oder verirrte, so wurde sie ihnen durch Angst und Sorge verbittert, sie wollen nun ihr unveräußerliches Recht an den Genüssen der Schöpfung haben, so klingt das bei Weitem nicht so gefährlich, als wenn das verfehmte Wort, „sie sind Communisten," gebraucht wird. Und ist denn der Neid der Reichen der immer nach Vermehrung seiner Schätze trachtet, der, wenn es grade nöthig ist, Familien, die ihm im Wege sind, ruinirt an Ehr' und Gut, nicht ebenfalls ein Communismus? freilich ein versteckter, verfeinerter; dagegen gibt es keine Strafe — die Reichen haben in der Belohnung wie in der Bestrafung Privilegien.

„Ist Doctor Champierre da gewesen?" fragte Innocent, indem er sich auf die Bank zu dem Manne setzte.

„Nein, er weiß, wir können ihm seine Mühe nicht bezahlen," ist die Antwort, „wir wagen uns zu keinem andern. Wenn sie sehen, daß sie nichts bei uns verdienen können, kommen sie einmal und nicht wieder. Auch können wir keinen andern nehmen, Doctor Champierre ist Armenarzt, man braucht ihm nichts zu bezahlen."

„So müssen Sie diesen Arzt verklagen!" rief Innocent empört, „in dieser Nacht zu Hilfe gerufen und jetzt zu Mittag noch nicht dagewesen? es ist schändlich!"

„Verklagen?" entgegnet die Frau und ein bittres Lächeln schlüpft über ihr eingefallenes Gesicht, „Sie sind noch nie arm gewesen, man hört's. Glauben Sie, daß man unsre Klage beachtet? Wir haben ja nicht einmal so viel, um eine

Klage zu bezahlen — und wir gegen den Arzt! — Ach, es wäre eben so nutzlos, als wollten wir die Seine ausschöpfen."

„Nein, mein guter junger Mann," nahm der arme Frederic das Wort, „der Arme hat keine Rechte, glauben Sie mir das. Die Anstalten, die man zu seiner Versorgung getroffen hat, sind nur Vorsorgungsanstalten, um die Reichen zu schützen. Die Krankenhäuser für die Armen bewahren den Reichen vor Ansteckung, vor Krankheitsstoff, den er im Vorübergehen an einem solchen Unglücklichen einsaugen könnte, die Versorgungshäuser aber vor Ideen der Armen, die, wenn sie in Ausführung kämen, das sogenannte Gleichgewicht stören würden. Sehen Sie, so bleiben uns nur drei Rechte, die wir mit dem Thiere uud mit der Pflanze gemein haben, weil es grade nicht anders sein kann. Wir werden geboren wie der Reiche oder wie jedes Geschöpf, wir sterben eben so und das ist unser größtes Glück, und — wir dürfen Athem schöpfen, um — Luft zu genießen — das sind unsre Vorzüge, ich könnte den Hunger hinzufügen, doch betrachten wir ihn nicht als Vorzug, weil wir ihn nicht stillen können, wann und wie wir wollen."

Innocent, der aus Erfahrung wußte, wie sehr der Arme zu bittrer Ironie geneigt ist, da sie für ihn eine Entladung seines stets gegen die Weltordnung genährten Grolles zu sein pflegt, sah wohl, daß diese grenzenlose Armuth dem Manne diese Sprache gab, obwohl er nicht ganz abläugnen konnte, daß hinter dieser furchtbaren Ironie die eben so

furchtbare Wahrheit sich verbarg — der Arme ist der Verstoßene.

„Geben Sie diese traurigen Gedanken auf, lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen, meine Zeit ist gemessen," sagte Innocent.

„Sprechen Sie," entgegnete der arme Familienvater, „Sie haben ein Recht sich erworben, hier zu sprechen, was Ihnen beliebt. Sie haben mich und meine Familie gesättigt — es ist der erste Tag, wo wir uns satt gegessen haben nach langer Zeit."

„Lassen Sie doch diese Erinnerung, Mr. . . . ."

„Caussaide. Ich heiße Frederic Caussaide," erklärte der Vorige.

„Nun denn, Mr. Caussaide, hören Sie mich an," sprach Innocent, „Mademoiselle Marion wird sich erinnern, daß ich gestern sagte, mir sei aufgeholfen worden — und es ist das nur Wahrheit. Ich habe mich heute in Gedanken stets mit Ihnen beschäftigt, — wäre es nicht möglich, daß auch Ihnen aufgeholfen werden könnte?"

Diese Rede machte nicht den vortheilhaften Eindruck, wie Innocent vorher glaubte. Der Mann sah zu Boden und schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich glaube nicht, mein guter junger Mann. Ich möchte den kennen, der für eine Familie in Lumpen zwei- oder dreihundert Francs gäbe? — Nein, das ist nicht denkbar. Lassen wir das."

„Nein, lassen wir das nicht," sagte Innocent rasch, „das ist ein sehr wichtiges Kapitel, bester Mr. Caussaide, das Sie nicht gleich so überschlagen sollten, denn Sie haben

Kinder, die jede annehmbare Hilfe, wenn sie sich nämlich mit der Ehre verträgt, das vorausgesetzt, als Pflicht von Ihnen fordern können. Ich bin, was die Ehre betrifft, jedenfalls eben so stolz wie Sie und habe noch das voraus, daß ich um dreißig Jahre jünger bin, als Sie, was nicht zu übersehen ist; aber ich bin dem braven Manne, der mir aufhalf, als ich ganz verloren war, sehr dankbar dafür."

Der alte Caussaide schien beschämt.

„Denken Sie nicht, daß es Stolz von mir ist, Hilfe edelmüthiger Menschen zu verschmähen," sagte er halblaut, „rechnen Sie meinen Zweifel als eine natürliche Folge der schrecklichen Armuth zu, die wir erduldeten und die wohl im Stande war, alle Hoffnung auf Verbesserung unseres Looses aufzugeben. Mehr als einmal ging ich mit dem Gedanken um, mich und meine Familie mit Kohlendunst von den Qualen der Armuth zu erlösen; aber ein Blick auf diese armen Kinder — ach, mein guter junger Freund, ich gestehe es Ihnen, ich war zu feig, um ihnen die Wohlthat der Erlösung zu verschaffen."

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie sich solch' einer Feigheit noch anklagen können!" rief Innocent.

„Wenn es Engel gibt, die den Menschen behüten und ihn vom Bösen zurückhalten, so bin ich allerdings bevorzugt von der Vorsehung," redete Caussaide mit sichtbarer Rührung — „sehen Sie hier, meine Marion — komm' her, mein Kind, es ist der einzige Lohn, den ich Dir geben kann, — habe ich denn etwas weiter, um Deine Tugend zu be=

lohnen? Nein! ich kann bloß sagen, Du warst der Engel, der durch Geduld und Ergebenheit mir ein Beispiel gab, in dem großen Elende auszuharren. Sie ist fromm," sagte Caussaide, indem er Marions glattgescheitelte Haare mit der Hand überstreichelte, „sie saß die Nächte durch, um so viel zu verdienen, daß wir nicht verhungerten — oft früh saß sie noch hier bei dem kleinen Lämpchen, den Kopf in die hohle Hand gestützt, eingeschlafen vor Ermüdung, vor Kälte — ja, Du bist meine gute Marion!"

Marion stand an der Seite des alten Caussaide, zu ihm niedergebeugt, eine lichte Schamgluth hatte ihre blassen Wangen überlaufen — dieses flüchtige Roth schien den Zauber der vom Kummer verschlungenen Jugendfrische ihr wiederzugeben — dieses Gesicht war edel, nur abgezehrt. Marion war keine Schönheit, obwohl ihre Züge sehr regelmäßig waren, aber es lag etwas Interessantes in denselben, eine anspruchslose, nicht auffallende Freundlichkeit, die von einer sehr sanften Seele zeugte. Dies Antlitz sprach Innocent zu Herzen.

„Junger Mann," fuhr Caussaide fott, „sagen Sie uns Ihren Namen, es ist unangenehm, Jemandem dankbar verpflichtet zu sein und nicht zu wissen, wie er heißt."

„Ich heiße Innocent Perigord."

„Also Mr. Innocent? gut. Ich will kein Hehl vor Ihnen haben. Ihre Hilfe in dieser Nacht schlage ich nicht so hoch an, als Ihren jetzigen Besuch, und wissen Sie warum? Der Anblick des Jammers reißt auch oft die harther-

zigsten Menschen zu einer Beistandleistung hin, sie thun im augenblicklichen Eifer mehr als zehn andere wahre Menschenfreunde, dann aber glauben sie auch genug gethan zu haben, während die Nachhilfe fast immer von größerem Werthe bleibt. Sie sollen das Leben eines armen Mannes kennen lernen, der nichts versäumte, um sich in die Höhe zu bringen, der aber nie vorwärts, stets mehr herunter kam. Ihre Zeit ist gemessen, meine Geschichte wird kurz sein. Sie kennen meinen Beruf, ich bin Altflicker, der Name ist nicht sonderlich, aber das Handwerk hat mich doch früher so weit genährt, daß ich nicht zu hungern brauchte — ich verlangte nicht mehr. Wenn man nicht so viel besitzt, um Leder in solcher Menge einzukaufen, daß man den Profit zu fünfzig Procent berechnen kann, so bleibt Einem nur der Kleinkauf, dies Detailgeschäft, das keinen Verdienst abwirft. Der Mangel an Mitteln nöthigte mich nur für drei Francs Leder höchstens zu kaufen, das heißt, ich borgte und zahlte pünktlich wieder. Eines Tags machte Jemand bei mir eine Bestellung, es war ein reicher Filz, der alle seine Bedürfnisse so billig als möglich einzukaufen suchte. Er scheute sich, in einen der großen Läden zu gehen, wo er die Auswahl von Schuh- und Stiefelwerk haben konnte, er fürchtete, bei der Zahlung, die man ihm abfordere, auch zugleich zur Erhaltung des Gewölbes mit beisteuern zu müssen. Ich arbeitete für die Trödler, für die Gesellen der Feuerarbeiter, hatte nur ein einfaches Stübchen und schien ihm daher als der Billigste. Dem Gesetz nach darf ich keine neue Arbeit über-

nehmen, nur gebrauchtes Schuhwerk wieder in Stand setzen, aber ich ließ mich bereden und fertigte ihm zwei Paar neue Stiefel. Als ich sie übergab, entschuldigte er sich, daß er für den Augenblick nicht zahlen könne, er habe bedeutende Ausgaben und bat mich, wiederzukommen. So sehr mich dieser Verzug genirte, denn der Lederhändler hatte mir das Material creditirt, so mußte ich doch schweigen. Auf diese Art zog mich der Schändliche vier Monate hin — der Lederhändler drohte mir nun mit Klage — ich, nicht im Stande zu zahlen, mußte meinen geringen Lederbedarf bei Jemand Anderm kaufen, wenn ich nicht den Vorwürfen dieses Mannes mich immer auf's Neue aussetzen wollte, er schalt mich leichtsinnig, betrügerisch ,und doch war ich weder das Eine, noch das Andere. So war ein halb Jahr vergangen, ohne daß ich Zahlung empfangen. Ich begab mich aufgeregt, da ich eines Tages von dem Lederhändler auf offener Straße hart angelassen und ein lüderlicher Borger genannt worden war, zu meinem Schuldner und bat um die Zahlung meines Verdienstes. Der Schändliche schien verwundert, er entgegnete mir, daß ich im Irrthum sein müsse, denn er könne sich nie erinnern, bei mir je etwas bestellt zu haben, auch kenne er das Gesetz, vermöge dessen der Altflicker nie etwas Neues arbeiten dürfe, und er würde Niemand zu einer Handlung gegen das Gesetz verleiten. Ich nahm Alles für Scherz, bis er mir befahl, mich aus seiner Wohnung zu entfernen, wenn ich nicht wollte, daß er die Polizei auf mich aufmerksam machen solle. Hier vergaß ich mich — der Zorn

übermannte mich, ich war meiner nicht mehr mächtig — das war mein Fehler. Ich würde eher einen Kirchenräuber umarmt, als diesem Niederträchtigen nicht seine Bosheit vergolten haben — wer die Armuth beraubt, ist ärger denn der Kirchenräuber, ich war zwanzig Francs dem Lederhändler schuldig — wo sollte ich sie hernehmen, ohne zu stehlen? Der Gedanke an meine Familie, die bei diesem Verluste, der mir drohte, am Mehrsten leiden mußte, an meine stets kränkliche Frau, die durch keine Handarbeit oder sonstwie mich unterstützen konnte und daß ich der alleinige Verdiener war, der fast über seine Kräfte arbeitete, um Niemand zur Last zu fallen, machte mich rasend. Ich würde den elenden Menschen auf seinem Zimmer vielleicht in meiner Wuth erwürgt haben, wäre ich in diesem Vorhaben nicht gestört worden, der Nachbar des Schändlichen kam dazu — ich wurde als des Raubmords stark verdächtig in das Polizeigefängniß gebracht. Während ich von meiner Familie getrennt war, versank diese in die kläglichste Lage. Marion, die damals kaum zwölf Jahre zählte, arbeitete so viel sie konnte, um für die verlassene Familie, der man unbarmherzig den Versorger entrissen hatte, das Nöthigste zu erwerben. Als ich wieder in Freiheit gelangte, hatte ich weißes Haar vor Kummer — meinem Advokaten danke ich meine Freiheit, seine Vertheidigung hatte die Gerichte so weit überzeugt, daß ich unschuldig sei; aber man bürdete mir die Kosten auf und die Geldstrafe, die ich als Uebertreter des Gesetzes, welches jedem Arbeiter eine Art Grenzen gezogen, verwirkt hatte.

Denken Sie das Unglück — ich war in's Elend gestürzt, mußte Jahrelang unermüdlich arbeiten, um nur allmählig Woche für Woche etwas von dieser mir aufgewälzten Schuld abstoßen zu können. Und mein Weib krank, elend — o mein Gott! — Ich veräußerte Alles, was wir nur entbehren konnten, um aus dem geringen Erlös eine Hilfe für mich zu machen. Der Schändliche, der mich in dies Unglück gestürzt, war gestorben, ehe ich noch aus dem Gefängniß entlassen worden war, seine Erben hatten 12,000 Francs aus seinem Nachlaß erhalten, ich flehte sie um die Erstattung meiner rechtmäßigen Forderung an, sie wollten mich aus dem Hause werfen lassen. Ein halb Jahr später machte der Lederhändler eine Klage wegen der Schuld anhängig. Das war der letzte Todesstreich, den ich empfing. Man nahm das Wenige, was ich noch besaß, und da es nicht genug und der Mann nicht zufrieden war, mußte ich abermals in's Gefängniß wandern."

Caussaide schwieg und sah zur Erde nieder, dann fuhr er mit den Fingern durch die schlicht an seinen Schläfen herabhängenden grauen Haare und sagte: „Nun, Mr. Innocent, was soll ich Sie noch langweilen mit dem Jammer einer gesetzlich ruinirten Familie. Sehen Sie sich um in dieser elenden Boutique, ich besitze nicht einmal mehr einen Tisch; um Brot für meine Kinder zu schaffen, habe ich in voriger Woche den einzigen Tisch für dreißig Sous verkaufen müssen. Ich versuchte Alles, doch überall stieß man mich zurück — ach, die Armuth ist zu ekelhaft, ich weiß es —

wer kein Kleid hat, um sich beim Arbeitsuchen anständig zu zeigen, dem vertraut man nicht — aber die Leute wußten nicht, daß ich mir keinen andern erzeugen konnte, daß mein armseliger Rock zugleich meiner Familie zur Nachtdecke diente. Und sehen Sie, wie schrecklich mich das Schicksal verfolgt. Um dem Elende, dem Jammer zu entgehen, um meine hungernde Familie an den Staat zu verweisen, stahl ich mir gestern Rattenpulver, denn ich besitze kein Geld, um welches zu kaufen. Das Gift war verlegen, es war alt und kraftlos — ohne Ihre Hilfe hätte ich vielleicht noch jetzt die schrecklichsten Qualen auszustehen — auch das Gift, das alles Leben tödtet, versagte mir Barmherzigkeit."

„Wie kann Ihnen geholfen werden?" fragte Innocent voll Mitleid.

„Wer mir hilft, muß hundert fünfzig Francs zu viel haben, um meine Schulden bei Gericht und dem Lederhändler zu zahlen," sagte Caussaide traurig, „und dann erst bin ich noch auf dem nämlichen Flecke, wie gestern, wie vorgestern — wovon soll ich leben — wer gibt mir eine bessere Wohnung? wer Kleider? wer gibt mir Arbeit? Ach, mein lieber Mr. Innocent, das ist ein ganzer Abgrund voll Nothwendigkeiten, ohne die keine Hilfe denkbar ist. Hier ist nicht Eine Person, sondern eine Familie von sieben Personen zu retten — wer könnte sich dazu verstehen? Darum zweifelte ich, als Sie von Hilfe sprachen."

„Sie übertreiben, Mr. Caussaide," entgegnete Innocent, „Sie vergessen, daß Mademoiselle Marion, wie Sie

selbst ihr das Zeugniß geben, eine thätige Blumenarbeiterin ist — das ist eine große Hilfe, ich bin überzeugt, Mademoiselle würde sehr fleißig sein."

„Ach, gewiß," stimmte Marion bei, „ich habe jetzt keine Arbeit, man lässt Alles in Fabriken machen, man bekommt es wohlfeiler, als eine Handarbeiterin es mit dem kargsten Lohne herstellen kann — ich habe kaum so viel verdient, um das Leben Einer Person zu fristen. Man sah, daß ich so arm war, und man setzte den Lohn so niedrig, daß ich nur mit Beihilfe der angestrengtesten Nachtarbeiten so viel erwarb, als früher bei einer wochelangen Tagarbeit."

„Der Satan hole die Fabriken und die Menschenschinder!" rief der alte Caussaide zornig.

„Heute Abend erwarten Sie mich nicht, ich mache einen Gang in Ihrem Interesse — morgen Mittag haben Sie Antwort, ich komme zur nämlichen Stunde wie jetzt," redete Innocent, „aber bis morgen bedürfen Sie Mittel zum Leben. Nehmen Sie diese zwei Francs — es ist nicht viel; aber doch für's Nöthigste einstweilen."

Caussaide wollte sich weigern.

„Wozu diese Umstände, Mr. Caussaide?" fragte der Vorige, „sehen Sie sich doch um — jedes dieser blassen Gesichter macht es Ihnen zur Pflicht, Alles anzunehmen, was Ihre Lage verbessern kann."

„Nehmen Sie es, Vater," sagte Marion, „betrachten Sie diese Theilnahme nicht als eine Beleidigung, Mr. Innocent ist ein guter Mensch."

„Ich danke Ihnen, Marion,“ entgegnete Innocent, ihr die Hand reichend, „Sie haben mich besser erkannt als Ihr Vater, vielleicht glaubt er, ich habe Nebenabsichten — es ist möglich, obgleich ich nicht begreife, wie er zu dieser Idee käme.“

„Geben Sie die zwei Francs,“ sagte der alte Caussaide, „ich will keine Hilfe zurückweisen, meine Kinder müssen Brot haben und ich kann ihnen keins geben. Aber denken Sie nicht schlecht von mir wegen der Weigerung, Mr. Innocent — ach, der Arme wird für Alles empfindlich; es ist eine Thorheit; wenn man arm ist, hat man keine Wahl der Mittel. Sehen Sie, das kränkt mich, ich bin erst 50 Jahre alt und schon Bettler — das ist hart, nicht wahr?“

Innocent verließ die Armen, Marion begleitete ihn.

„Als Sie heute Morgen fort waren, schlief ich ein,“ sagte sie, „ich träumte von Ihnen, Mr. Innocent, in meinem Traume sah ich Sie mit Flügeln, wie man den Engel der Verkündigung malt. Ach, gewiß, Sie sind für uns auch ein Engel der Verkündigung geworden — wir haben heute nicht gehungert.“

Als Marion das sprach, sah sie so fromm aus, ihr blaues Auge richtete sich mit dem Ausdruck der ungeheucheltsten Dankbarkeit auf ihn — sie machte nicht jenen Eindruck des wollüstigen Verlangens auf ihn, wie ein gesundes, in Kraft und Jugend blühendes Mädchen — vielmehr übte sie eine moralische Anziehungskraft auf ihn. Dieses sanfte, fromme Wesen stach so gänzlich gegen die leichtsinnige Frivo-

lität seiner jetzigen Bekanntschaften unter den Mädchen ab, daß es nicht unbemerkt von ihm bleiben konnte; dazu dies leidende und doch so freundliche Angesicht, das Vertrauen, welches sie zu ihm hegte — Innocent fühlte sich ihr gegenüber zwar ernst, aber nicht unbehaglich gestimmt — es war eine Stimmung in ihm erwacht, die ihm bis jetzt noch gänzlich fremd geblieben war. Mit diesem Eindruck verließ er Marion, um wieder an seine Arbeit zu eilen.

Nicolet, sein Kamerad, der neben ihm in der Fabrik arbeitete, schien sein unfreiwilliges Bad nicht vergessen zu haben, er sah Innocent nur von der Seite an.

„Ich glaube gar, Du kleiner Korkzieher, trägst mir Deine Niederträchtigkeit nach," sagte Innocent — „es geschah Dir Recht, daß Du Dich ein wenig abkühlen mußtest — Du hattest eine Schlechtigkeit gegen mich im Sinn, und der Zufall schlug sich ins Mittel, Dich zu bestrafen."

„Oh," sagte Nicolet tückisch — „gestern badete ich mich, auf ein andermal Du, wenn's auch grad' kein Wasser sein sollte — ich habe ein gutes Gedächtniß."

„Und ich eine gute Faust, merke Dir das, Nicolet," entgegnete ihm Innocent verächtlich — „Du würdest diese Hände bewundern lernen — auf Ehr' und Seligkeit, der Ausdruck meiner Ansicht, meiner Ueberzeugung von Deiner Nichtswürdigkeit, würde einen sehr schlimmen Eindruck auf Dein Fell machen; also nimm Dich in Acht, mein Junge."

Nicolet lachte hämisch. Innocent achtete ihn nicht, er verachtete vielmehr jede versteckte Feindseligkeit, jede Tücke

sie war der offenbarste Gegensatz zu seinem aufrichtigen Gemüthe, deßwegen ging ihm auch alle Fähigkeit ab, eine Intrigue zu verfolgen. Als die Stunde des Feierabends geschlagen hatte, eilte Innocent nach Hause, um seine von der Arbeit beschmutzte Blouse mit einer andern zu vertauschen; er war jetzt im Besitz eines Sonntagrockes und zweier Blousen. Nachdem er sich gewaschen und in Stand gesetzt hatte, vor einer höheren Person anständig erscheinen zu können, verließ er seine Wohnung und schlug den Weg nach der Straße Français ein. Zwar hatte er einen kleinen Kampf noch unterwegs mit sich selbst, nämlich das Bewußtsein, gegen sein, Papa Michel gegebenes Versprechen, Pater Hilaire nicht mehr zu besuchen, zu handeln, indeß die Situation der Dinge verlangte gebieterisch eine Abweichung von dem Versprechen, es galt das Wohl und die Restauration der armen Familie Caussaide — Michel war nicht da — und wer konnte sonst helfen, als Pater Hilaire? er kannte Niemand in Paris weiter als den Abbé Bernard, und obwohl er auch Vertrauen zu diesem hatte, so war es doch sehr unbestimmt, ob er ihn treffen werde, er wußte, daß des Abbé's Stellung bei Sr. Eminenz seine Zeit beschränkte. Innocent zog daher die Gewißheit der Ungewißheit vor und eilte nach der Straße Français. Das Haus war geschlossen, indeß auf sein oftmaliges Pochen öffnete man doch, und da man einen früheren Bewohner desselben erkannte und vielleicht auch eine längst gegebene Ordre hatte, Innocent zu jeder Zeit einzulassen, so gelangte er ohne Umstände zu Pater Hilaire.

„Ist es möglich! Sie sind es, Innocent?“ rief der alte Pater, „also doch nicht ganz undankbar, wie ich fürchtete, Sie wissen mich wenigstens noch wohnen und erinnern sich an einen alten Mann, der Ihnen wohlwollte — das freut mich. Ja, ja, mein guter Innocent, es that mir weh, mich auch in Ihnen getäuscht zu haben, nun, ich freue mich, daß ich im Irrthum war. Seien Sie mir daher doppelt willkommen!“

Innocent fühlte sich tief beschämt, der Vorwurf der Undankbarkeit war nicht ungerecht, und deßwegen traf er ihn auch desto empfindlicher. Würde ihn ein Anderer so freundlich aufgenommen haben, der ihm Wohlthaten erzeigt und von dem er sich fern gehalten hätte? Gewiß nicht. Innocent zürnte jetzt auf Michel, und um sich zu entschuldigen und von diesem ihn schmerzenden Verdacht zu reinigen, sah er sich gezwungen, offenherzig gegen Pater Hilaire zu sein. Er theilte ihm jenen Auftritt zwischen ihm und Michel mit.

„Mein Gott,“ antwortete Hilaire, „was fürchtete denn der alte Michel von mir — doch, lassen wir das, mein guter Innocent — ich kenne den Grund freilich nicht, welcher Michel dazu verleitete, Ihnen das Versprechen abzunehmen, mich nicht mehr zu besuchen, ich überlasse es Ihrem Verstande, über diese besondere Sorge von Seiten Ihres Pflegevaters nachzudenken. Sagen Sie ihm —“

„Er ist nicht mehr in Paris, er hat mich eines Tages verlassen, ohne daß ich weiß warum und wohin er gegangen!“

„So? . . . sprechen wir also von etwas Anderem. Freuen

wir uns, uns wieder zu sehen. Sie haben ein Anliegen, die ungewöhnliche Stunde Ihres Besuches sagt es mir. Doch erst sagen Sie, Innocent, wie befinden Sie sich, wie leben Sie? Sie sehen gesund aus — ach, gewiß, Sie leben zufrieden und glücklich."

Innocent bejahte diese Frage und schilderte kurz seine Verhältnisse, damit verband er zugleich die Schilderung der Familie Caussaide.

„Welch' eine Armuth!" rief der Pater, die Hände wie im Schreck faltend.

Da Innocent diesen sichtbaren Eindruck sah, so wuchs sein Muth, in dem Interesse dieser Armen zu sprechen. Hilaire hörte ihm aufmerksam zu.

„Mit dreihundert Francs ist diese arme Familie gerettet," sprach Innocent eifrig, „sieben Menschen, hochwürdiger Herr, denken Sie, sieben arme Menschen! Ich besitze noch die hundert Francs, die Sie mir als Geschenk verehrten, ich habe sie in der Stadtcasse angelegt, sie werden nun schon fünf Francs Zinsen getragen haben, ich habe nicht mehr im Vermögen; aber ich will sie gern zur Rettung dieser Armen hingeben — ist es denn nicht Pflicht, der Armuth unter die Arme zu greifen?"

„Gewiß," stimmte Hilaire bei, „es ist Pflicht, nur sind eben diese Aufgeholfenen gewöhnlich die Undankbarkeit selber." Innocent verstummte für einige Augenblicke, dann sagte er: „Es mag manchmal so sein; aber für diese Familie getraue ich mir zu bürgen. Ach, Sie sollten Marion, die älteste

Tochter kennen," Hilaire verdoppelte seine Aufmerksamkeit, „sie ist eine heilige Magdalene, es ist kein Falsch in ihr, glauben Sie mir das, hochwürdiger Herr, sie ist ganz anders als die Arbeiterinnen, die ich bis jetzt habe kennen lernen, die die Arbeit nicht lieben, sondern nur als Mittel betrachten, zum Sonntagsvergnügen eilen zu können. Marion hat die Nächte durch für ihre arme Familie gearbeitet, das ist gewiß ein gutes Herz."

„Ich läugne das nicht," sagte Hilaire, „es ist eine seltne Aufopferung; indeß, wie können wir helfen? Besäße ich die Mittel, würde ich sie gern zur Hilfe anbieten, allein ich bin arm, betrogen um das Wenige, was ich, wie ich Ihnen wohl früher schon mitgetheilt, zur Aufhilfe eines Verarmten geliehen hatte. Ich lebe in diesem Hause zwar ohne Sorgen wie ein ausgedienter Krieger im Invalidenhotel, aber von der Welt zurückgezogen, habe ich wenig Umgang mit Leuen, in deren Macht es stünde, zu helfen. Und wollte ich auch den Versuch machen, von Jemand, der, wie ich weiß, Geld besitzt, zweihundert Francs auf abschlagsweise Wiedererstattung zu leihen, so stellte sich mein Alter einer solchen Anleihe entgegen. Wer würde einem vermögenlosen Greise, dessen Tod sichtlich vor dre Thüre ist, zweihundert Francs auf theilweise Abzahlung leihen?"

„Vielleicht der Herr Abbé Bernard?" fragte Innocent schüchtern.

„Er vermag es nicht, er hat sich verpflichtet, zu einem wohlthätigen Fond die Hälfte seines Jahrgehalts zu zahlen,

und es bleibt ihm kaum so viel übrig, um anständig zu leben, was er in seiner Stellung muß.“

„Mein Gott! also keine Hilfe für die armen Caussaide's!“ rief Innocent mit gesenktem Blick, „und ich rechnete so fest darauf — es ist sehr traurig.“

Pater Hilaire ging nachsinnend im Zimmer auf und nieder, als ob er über diesen, Innocent so bekümmernden Gegenstand nachdenke. Dieser hörte ihn einige „Hm, hm“ ausstoßen, der Ehrwürdige schien mit der Idee, welche ihn beschäftigte, nicht ganz ins Klare kommen zu können, den Mißmuth darüber glaubte der junge Arbeiter in seinem faltenreichen Gesicht und der sehr zusammengezogenen Stirn zu lesen. Nach einer Weile blieb Pater Hilaire vor ihm stehen und sagte: „Mein guter Innocent, Sie haben auf meinen Beistand gerechnet, es sollte mir sehr leid thun, Ihr Vertrauen unerfüllt zu lassen. Einen Ausweg glaube ich entdeckt zu haben.“

„Einen Ausweg? welchen? sprechen Sie, hochwürdiger Herr!“ rief Innocent lebhaft.

„Es kommt auf Sie an, ob Sie ihn benutzen wollen,“ antwortete Hilaire, „ich sagte, ich kennte Jemand, der Geld besitzt. Sie sind jung, rüstig, Ihnen gibt man natürlich ohne Credit, obwohl Sie keine Anwartschaft auf ein Vermögen haben — warum? Sie können verdienen.“

„Gewiß, gewiß!“ rief Innocent, „ich will sehr thätig sein — aber, mein Gott, ja, — jetzt fällt mir ein, ich kenne den Mann nicht, von dem Sie sprechen.“

„Das thut nichts, ich verspreche Ihnen, Sie zu empfehlen, und ich glaube, überzeugt sein zu können, meine Empfehlung wird fruchten. Natürlich müssen Sie ihm ein schriftliches Versprechen geben, den Vorschuß gewissenhaft zurückzuzahlen.“

„Freilich, nicht mehr wie billig — Marion soll nichts davon erfahren, daß ich — parbleu, der Alte würde das nicht annehmen — nein, das muß geheim bleiben, — was geht's sie auch an, woher die Hilfe kommt, nicht wahr?“

„Ich glaube, der Arme hat kein Recht, darüber zu mäkeln,“ bestätigte Pater Hilaire.

„Sie sind meiner Meinung, hochwürdiger Herr? das ist schön, das freut mich,“ redete Innocent sehr aufgeregt, „ach, ich sehe schon die arme Marion in einem andern Kleide, die Freude, sich und ihre Familie gerettet zu wissen, auf ihrem sanften Antlitz — ich glaube, sie wird sehr reizend sein — ach, Sie sollen sie kennen lernen, so gut, so sanft und bescheiden!“

Dieser außerordentlichen Exclamation nach konnte, es Pater Hilaire nicht entgehen, daß Innocent ganz besonders für die arme Marion Theilnahme fühlte, ja, er urtheilte, daß sein Mitleid für die Familie Caussaide vorzüglich aus diesem Antheil für Marion entspringe. Der Pater fühlte die Nothwendigkeit, sich mit zum Theilnehmer der Hilfe zu machen, welche der Familie erwiesen werden sollte. Innocent mußte geleitet und vorzüglich auf seinen Umgang ein wachsames Auge gehalten werden. Bis jetzt war er der Zerstörer aller

Pläne geworden, welche man angelegt hatte, um ihn in Collisionen zu verwickeln, die ihn mit den Menschen verfeinden mußten. Sein heiterer Sinn schlüpfte behende durch die Schlingen, die er nicht ahnte. Wie hätte dieser junge, der Heiterkeit angehörende Arbeiter nur denken mögen, daß alle seine Schritte, seine Handlungen, seine Vergnügungen beobachtet würden. Als er an diesem Abend den Pater Hilaire verließ, war er sehr fröhlich. Es war kein vergeblicher Gang gewesen, den armen Caussaide's sollte geholfen werden. Pater Hilaire, der stets seine bittern Erfahrungen vorschützte, die ihn zu dem Grundsatz, gegen die Menschen Mißtrauen zu hegen, all' ihr Thun und Treiben mit Argwohn zu betrachten, verleiteten, wollte selbst an Ort und Stelle, das heißt in der Wohnung der armen Familie sich überzeugen, ob sie einer Hilfe würdig wären, dann aber sich zu dem Geldbesitzer begeben, von welchem Innocent auf des Paters Empfehlung zweihundert Francs auf Zinsen geliehen erhalten sollte, wenn dieser nämlich sich dazu verstände, einem so jungen und vermögenlosen Menschen eine solche Summe auf das bloße Fürwort des Paters anzuvertrauen. Am andern Mittag eilte Innocent wieder zu der Familie, man erzählte ihm, daß ein alter, ehrwürdiger Herr da gewesen, den man für einen Geistlichen halte und der versprochen habe, in ihrem Interesse zu handeln. Voll Hoffnung und Freude betrat Innocent am Abend das Haus in der Straße Français. Er fand einen Fremden bei Hilaire — es war

der Geldbesitzer — die Empfehlungen des ehrwürdigen Paters schienen gefruchtet zu haben.

„Ich will nicht anstehen, Sie mit diesem kleinen Darlehn zu unterstützen," sagte der Mann, „ich will auch keine höhern Procente fordern, als landesübliche, jedoch muß ich Sie ersuchen, in der Empfangsschrift, die Sie mir auszustellen haben, ausdrücklich zu bezeichnen, daß Sie es für Ihre eigne Person verwenden wollen, um sich zu equipiren und rückständige Schulden für Miethe u. s. w. zu decken. Eine solche Schrift sichert mich mehr vor Gericht, wenn ich mich in Ihrer Ehrlichkeit täuschen sollte — es ist gewagt, Sie sind minorenn."

„Aber ich halte auf Ehre!" rief Innocent.

„Ich zweifle nicht, mein Bester," antwortete Jener gelassen, „aber man würde lachen, wenn ich vor Gericht auf das mir gegebene Ehrenwort eines Schuldners berufen wollte — Sie sehen das ein."

„Gut, also zu meiner eigenen Verwendung, Anschaffung von Garderobe — parbleu, das ist lustig, ich könnte mir höchstens noch eine Blouse für sechs Francs kaufen!" lachte Innocent, „aber es soll so sein, nun denn, mag es — um Förmlichkeiten werden wir uns nicht streiten."

Der Wiedererstattungstag wurde festgesetzt und Innocent schrieb den Schuldschein und empfing die 200 Francs. Als er mit dem Pater später allein war, sagte er zu diesem: „Mein hochwürdiger Vater, es würde dem armen Caussaide vielleicht wehe thun, wenn er wüßte, daß er mir einen Dank

schuldig wäre — der arme Mann ist sehr empfindlich, achten wir das. Haben Sie die Güte, ihm das Geld einzuhändigen, von Ihnen wird er es ohne Schwierigkeit annehmen, der Gedanke würde mich stören, wenn ich denken sollte, der Mann wäre gedemüthigt, daß ich ihm geholfen — nein, das darf nicht sein — geben Sie ihm das Geld, von mir kein Wort dabei, verstehen Sie, hochwürdiger Herr."

„Ich will Ihren Wunsch erfüllen, und da Sie mir Gelegenheit geben, mit dieser Familie zu verkehren, so werde ich diese benutzen, um derselben dann und wann mit Rath und That, so viel ich vermag, zur Hand zu gehen. Vielleicht kann ich doch nützen. Ich kenne eine hochbetagte Dame, die eine Blumenfabrik bisher geführt, ich werde Mademoiselle Marion, an der Sie so viel Antheil nehmen, derselben empfehlen."

Innocent war außer sich vor Freude, es war die erste Wohlthat, welche er ausübte, er hatte sich deßhalb mit Sorgen beladen, aber er dachte keineswegs an diese Sorge, welche er übernommen, nur an das Bewußtsein, dieser armen Familie aufgeholfen zu haben. Noch glücklicher war er am andern Tage, als der alte Caussaide ihm um den Hals fiel und ihm erzählte, daß der alte ehrwürdige Herr, der gestern da gewesen, ihm heute zweihundert Francs zur Aufhilfe für sich und seine Familie eingehändigt habe, mit dem Bemerken, daß er, sobald es ihm möglich wäre, für sie noch mehr thun würde. Und Marion vergoß Freudenthränen, sie drückte Innocent die Hand, unfähig, ein Wort hervorzubringen. —

Mutter Caussaide sagte zu ihm: „Sie heißen Innocent — mein Kleiner hier ist zwar in Saint Marguerite auf den Namen Frederic wie mein Mann getauft; aber von heute an soll er Innocent heißen nach Ihnen, damit wir uns alle Augenblicke an Sie erinnern, braver junger Mann.“

Die Kinder, Suson, Etienne und der kleine Pierre, welchen Innocent bei der ersten Bekanntschaft mit der Vertilgung einer Rübe beschäftigt gefunden, schienen das Glück ihrer Eltern zu begreifen, wenigstens sahen sie heiter — diese Veränderung in ihrer bisherigen Ordnung, — der Kummer führt ein unerbittliches Regiment — konnte nicht ohne vortheilhaften Einfluß an ihnen vorübergehen, sie hingen sich ganz vertraulich an Innocent an und jubelten, ohne ganz klar zu wissen, was eigentlich geschehen sei. Nun wurde berathen über die nothwendigste Einrichtung. Innocents Stimme galt vor allen. Er übernahm es, ein Quartier für sie zu suchen und dann mit Mademoiselle Marion zu den Möbelhändlern, welche mit gebrauchten Gegenständen handeln, zu gehen, um die unentbehrlichsten Dinge, Tisch, Stühle und etwas Bettzeug einzukaufen.

„Mit mir?“ sagte Marion, die Augen niederschlagend, „Sie müssen sich meiner schämen, ich besitze nicht einmal ein einfaches Umschlagetuch.“

„Gehen wir ohne das,“ antwortete Innocent lustig, „parbleu, man muß sich in Alles finden.“

Zwei Tage später zog die Familie Caussaide in ein anderes, wenn auch nicht brillantes, doch gegen die schreckliche

Wohnung, die sie eben verließen, kostbares Logis, das doch ein menschlicher und gesunder Aufenthaltsort genannt werden konnte. Sie hielten sich für überschwenglich reich. Die Einrichtung war höchst einfach, da für so Vieles hatte gesorgt werden müssen, namentlich die Kleidertrödler in Anspruch genommen worden waren, um der Familie mit etwas Wäsche und einigen nothwendigen Kleidungsstücken zu helfen. Innocent hatte einen halben Tag Arbeit versäumt, um Alles zu besorgen. Er war nicht zugegen, als sie einzogen. Marion eilte, als sie einen Spiegel sogar an der Wand sah, sogleich darauf zu und — schaute ihr Gegenbild an. Mutter Caussaide hatte sehr viel zu thun, um Alles genau zu betrachten; diese schlichten und einfachen Möbeln, deren Gewohnheit sie so lange entbehrt, machten die tiefgebeugte Frau fast kindisch vor Vergnügen, sie betastete alle, wie vielleicht ein Wilder thun würde, der die Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens noch nie gesehen hat. Der alte Caussaide aber zog Etienne bei Seite, und indem er ihm ein rundes, plattes Korbfläschchen in die Hand drückte und drei Sous dazu, zischelte er ihm ins Ohr: „Geh', mein Junge, hier nebenan habe ich einen Liqueurladen gesehen, hole mir einen gebrannten Wachholder — ich habe so lange keinen getrunken, ich sehne mich recht darnach — laß ihn aber die Mutter nicht sehen — sollst auch ein Tröpfchen davon haben."

Der Sieg.

Unter der Leitung des Grafen Borgia ward Richard täglich mehr lasterhaft, sein Leben glich einem sumpfigen Strome, dessen Wassermasse den versumpften Boden seines Bettes beständig aufrührt. Richard schien keinen Funken seiner früheren Gemüthlichkeit mehr zu besitzen, die Art und Weise, wie er seine Tage verbrachte, mußte jeden auftauchenden guten Gedanken im Voraus unterdrücken, seine Lebensweise war ein vollkommener Taumel aus einem Laster ins andere. Die Todsünden nannte er sein Eigenthum, die Völlerei, die Wollust, den Zorn. Er trieb diese drei üblen Neigungen zum höchsten Extrem des Lasters. Oft mußte man ihm aus dem Kreise der Schwelger, die er seine Freunde nannte, in sein Bett bringen, wenn er vom Uebermaaß der Tafelfreuden berauscht und besinnungslos zu Boden gefallen war, die unnatürlichste Wollust war kaum mehr im Stande, ihn zu befriedigen, nur neuer Reiz —

und Borgia war unerschöpflich darin — konnte dem von Genüssen aller Art Uebersättigten pikant erscheinen. Der Zorn der im Zustand der Trunkenheit durch die kleinsten Anlässe bei ihm hervorgerufen wurde, hatte in der Rache an dem Prinzen Paolo in den Armen Afanasia's das höchste Extrem erreicht, indem er jedem menschlichen Gefühle zum Hohne mitleidslos den unter furchtbaren physischen Schmerzen Sterbenden noch mit Erregung einer zwar unmächtigen, aber desto entsetzlicheren Wuth und Verzweiflung quälte. Paolo hatte in der Letzteren geendet. Mit dieser That, wozu ihn die Rache über den Verlust Virginiens trieb, hatte Richard alle Schaam mit Füßen getreten. Borgia war in Allem sein Leiter, er wußte ihn von Allem zu entfernen, was irgend dem Einfluß eines tugendhaften und reuevollen Gedankens, ähnlich sah. Richard hatte gleichsam das Gewand der Menschheit von sich abgestreift, es ließ ihn unberührt, daß Afanasia, dieses schöne und in ihrer Leidenschaft so furchtbare Weib, das er einst zu Rom in den Tagen seiner Unschuld mit ehrfurchtsvoller Bewunderung angestaunt, dessen Anblick ihn zu dem Entschlusse, sich durch Flucht dem schändlichen Klosterzwange zu entziehen, erhoben und ermuthigt hatte, in seinen Armen wahnsinnig geworden war. Das Extrem der grausamsten Rache, verbunden mit dem alle körperliche und geistige Spannkraft zur unnatürlichsten Höhe spannenden Extreme der Wollust hatte die Sinne dieses schönen Weibes verwirrt, ihren Ideengang zerrissen, ihr geistiges Wesen zerstört. Richard war als er

diese Verwandlung bei Afanasia bemerkte, dem Pavillon entflohen; aber keine Reue verfolgte ihn, Graf Borgia, sein Freund, wußte ihn schnell von Gedanken abzuleiten, die ihn zu einem Nachdenken hätten verleiten können. Er überließ sich der rasendsten Verschwendung, und seine Verluste im Spiel, dem er sich hingegeben hatte und welches ganz geeignet war, ihn zu immer tollern, planlosen, unbesonnenen Wagstücken zu treiben und ihn für jede Minute, wo es hätte möglich sein können, daß ein Nachdenken über seinen schändlichen Lebenswandel ihn überraschte, gefesselt hielt, waren ungeheuer. Valerian Grusinsky war sein Freund geworden. Gänzlich zerfallen mit seiner Mutter, welche mit der wahnsinnigen Afanasia die Villa bezogen hatte, die Prinz Paolo für seine Gemahlin oder seine Mörderin gekauft, hielt er sich fern und völlig theilnahmlos für das Unglück, welches seine Schwester und somit auch seine greise ehrwürdige Mutter betroffen.

Dieser junge Wüstling hatte sich von seiner Familie geschieden, sie war ihm fremd geworden und wenn ja der Gedanke an dieselbe in ihm erwachte, so war es nur die Speculation, nach dem Tode der Wahnsinnigen und seiner Mutter einen Theil von Beider Vermögen zu erben. Das Afanasia's war bedeutend, Prinz Paolo hatte in jener Zeit, als Afanasia sich so versöhnlich und so liebevoll gegen ihn zeigte, ihm seine Untreue gegen ihre Liebe so willig verzieh, in einer Regung von erneuter Zärtlichkeit, von Bewunde-

rung ihrer Herzensgüte, ohne daß sie es wußte, ein Testament aufgesetzt, welches sie zur Besitzerin seines ansehnlichen Vermögens machte.

Das Gift, welches Paolo genossen, hatte keinen äußeren Eindruck auf seinen Körpe bewirkt, kein Anzeichen der an ihm begangenen Unthat hervorgerufen. Die sichtbare Zärtlichkeit, welche vorher zwischen ihm und Afanasia bestanden, die glücklichen Verhältnisse, in denen sie lebten, ließen Niemand auf den Verdacht eines verübten Verbrechens kommen. Um jeden Argwohn dieser Art zu zerstören, war der Wahnsinn Afanasia's der tauglichste Grund. Man glaubte, sie sei aus Schmerz um seinen Verlust wahnsinnig geworden, besonders da sie in diesem Zustande nur mit Mühe von seinen Leichnam zu entfernen gewesen war und ihm vermöge ihrer wirren Ideen die zärtlichen Liebesnamen gegeben hatte. Dies Verbrechen blieb also unenthüllt vor den Augen der Welt und somit auch der Theilnehmer an demselben, Richard. Jeder Verschwender findet den Gedanken unerträglich zu verarmen, es ist dieser Gedanke für seine thorheitsvolle Lebensweise eben so tödtend, als ein Hagelschauer oder ein eisiger Nordsturm für die bereits aufgeschossenen Saaten oder aufgebrochenen Blüthen der Pflanzenwelt.

Graf Borgia, der intime, zärtliche Freund Richards, trat eines Morgens bei ihm ein. Richard, der wenige Stunden vorher erst nach einer durchschwärmten Nacht das Lager gesucht hatte, war dieser Störung wegen sehr verdrüßlich.

„Warum lassen Sie mich nicht schlafen, Graf?" rief

er, „glauben Sie, ich sei von Eisen, um diese Strapatzen, ohne die Nothwendigkeit der Erholung zu fühlen, ertragen zu können?“

„Diese Stunde ist am Besten geeignet für das, was ich mit Ihnen zu sprechen habe,“ sprach der Graf. „Später, wenn Sie aufgestanden sind, bleiben wir vor Besuch nicht sicher.“

„Nun so reden Sie in Teufels Namen,“ grollte Richard.

„Ihr Vermögen, Sir, ist hin — Sie besitzen vielleicht noch zwölftausend Francs im Ganzen, ich habe mit Erstaunen diesen Umstand entdeckt.“

Richard starrte ihn an. „Zwölftausend Francs von einer Drittelmillion Dollars!“ rief er — „ah; dieser Ruin ist großartig.“

„Ueberlesen Sie die Rechnungen Sir, die Ueberzeugung zu erlangn.“

„Sie haben einen Galgenhumor, Graf,“ entgegnete Richard, „Sie stoßen mir eine Lanzette durch's Herz, und legen einen Schwamm darauf, um die Blutung zu stillen, ha, ich sollte jetzt der Welt entsagen, jetzt wo ich sie habe kennen lernen, alle Genüsse des Lebens meiden, arm werden, betteln oder arbeiten! Graf, das ist entsetzlich! Zwölftausend Franks — zwei Diners und ein Souper höchstens dafür, verfluchter Gedanke! Nein, nein, ich will reich sein, reich bleiben! Arbeiten — pfui! — wer die Gold-

orange genossen hat, wirft den Holzapfel weg. — Nein, nicht arbeiten, nicht arbeiten."

„Mit zwölftausend Francs können Sie noch immer ein bürgerliches Geschäft betreiben," sprach Borgia eintönig.

„Sie sind wahnsinnig!" schrie Richard aus dem Bette springend, „bei einem Gericht Fleisch mit Kohl und einem Krug dünnen Wein kann ich nicht leben — pfui! pfui!"

Borgia schwieg. „Ihr Gehirn ist ausgebrannt, Graf. Sie haben keine Idee mehr, ja, ja, bei zwölftausend Francs kann man auch keine Idee fassen, es ist wahr, — ja, es ist wahr."

Richard lief im Zimmer umher. „Zwölftausend Francs. Wir haben nicht schlecht aufgeräumt — was nun? — was nun? zurücktreten — arbeiten — betteln — in einem Stalle wohnen, in einem Hundeloche — keine Tafel halten — keine Mädchen — kein Spiel — an trockner Brodrinde kauen — hungern — Andern dienen — sie schwelgen sehen" — er stieß einen dumpfen Schrei des Schreckens aus, seine Hände fuhren in seine Haare, diese Bewegung zeigte die Verzweiflung dieses Todsünders an. Plötzlich schien ihn ein Gedanke zu durchblitzen. Borgia sah, wie er sich vorneigte mit dem Körper, wie er starr wurde und wie angewurzelt auf dem Flecke wo er gerade stand, stehen blieb. Dann wendete er sich rasch zu dem Grafen. Sie haben keinen Kopf," sagte er, „ich habe ein Mittel, es wird auffallen — wird Effect machen."

„Nun?“ fragte Jener.

„Arrangiren Sie ein großes Fest, daß nur ein Sou übrig bleibt von den zwölftausend Franks — ein Sou — hören Sie, Graf. Mit dem letzten Tropfen Wein und mit dem letzten Sou will ich auch einen Schuß Pulver für mich bezahlen — verstehen Sie. Ich kann nicht leben mehr — mit dem letzten Sou nehme ich Abschied.“

Borgia lachte. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie solch' ein jämmerlicher Feigling wären,“ sagte er, „Sie sind gemeiner als der Dieb der gehangen wird, man nimmt ihm gewaltsam das Leben und somit schneidet man auch alle Mittel durch, die er, zu seiner Freiheit gelangt, sicher anwenden würde, um sich in den Besitz von allen Erfordernissen des Lebens zu setzen wie früher. Habe ich nicht gesagt, der Mensch ist sein eigener Gott und daher auch der Schöpfer seiner Genüsse? Mit dem Tode ist Alles aus — es giebt kein Mittel, das zu gewagt wäre, um den möglichsten höchsten Genuß des Lebens sich zu verschaffen. Valerian Grusinsky ist klüger als Sie.“

„Wie so?“

„Es bleibt unter uns, er hat falsche Wechsel auf Lady Dryfesdale und den verstorbenen Prinzen Paolo ausgestellt, ich weiß das; aber was geht's mich an? Sie haben mehr Avancen in dieser Beziehung, Sir.“

„Ich? reden Sie!“ sprach Richard erstaunt.

„Mit mehren Bankiers von Paris bekannt, weil sie

Ihre Wechsel auf das Handlungshaus in Nordamerika, das Ihren Fond besitzt, schon mehre Male mit fünfzigtausend Franks honorirt haben und wissen, daß Sie reich sind oder waren — sie wissen nur um das Erstere — muß und wird es Ihnen leicht werden, sich in Besitz bedeutender Summen zu setzen.“

„Graf!“ schrie Richard von dem Gedanken an neue Mittel freudig überrascht.

„Lassen Sie mich ausreden, Sir,“ sagte Borgia — Paris ist nicht die Welt. Ehe ungünstige Nachrichten über den Bestand Ihres Vermögens zurückkommen aus Amerika, vergeht eine Zeit, in der Sie sich aus Paris entfernen können in ein Land, wo die Ansprüche der Getäuschten kein Recht finden.“

So einleuchtend dieser Entwurf war, so schien Richard doch in demselben Augenblicke eine gewisse Furcht vor dessen Ausführung zu empfinden, er antwortete nicht darauf und sah zu Boden. Ein bleicher Strahl schoß zwischen ihm und dem Grafen durch das Zimmer, der Letztere schien von einer unsichtbaren Gewalt weggedrückt von Richard.

„Ueberlegen Sie das, ich komme wieder!“ rief er dem sinnend vor ihm Stehenden zu und verließ fast flüchtig das Zimmer. Richard ging nach einer Weile langsam und mit gesenktem Haupte zu seinem Lager zurück. Der Gedanke, Räuber an dem Gute Anderer zu werden, schien ihn zu bestürmen, ein Funke rechtlichen Selbstgefühls tauchte in ihm auf, es quälte ihn — unter andern Umständen wäre es

eine Erhebung für sein moralisches Bewußtsein geworden, jetzt aber war es eine Marter, der er unterlag. Die große Ermüdung einer durchschwelgten Nacht warf ihn nieder, er versank in einen unruhigen Schlummer. Der Lichtstrahl, der vorhin blitzähnlich zwischen ihm und dem Grafen hinglitt und verschwunden schien, schwebte jetzt an sein Lager heran und breitete sich über dasselbe aus. Richards Unruhe verminderte sich allmählig, endlich lag er regungslos, sein Athem war ruhig wie der eines schuldlosen Kindes, die durch Leidenschaften und Ausschweifungen tiefer gewordenen Züge in Richards Antlitz schienen sich zu glätten. Das Antlitz eines Wüstlings trägt als Haupttypus den Charakter der Unruhe, das Zeichen des Friedenlosen, die Langeweile, welche solch ein Unglücklicher empfindet, wenn er sich ohne Reiz eines Genusses sieht, ist sein Fluch, der deutlich aus den erschlafften, tief liegenden Linien des Gesichts herausstarrt. Dieser Ausdruck der Unbehaglichkeit schien jetzt verschwunden zu sein. Das war ein friedensvoller Schlaf, Sünde und Verbrechen schienen von ihm genommen zu sein. Allmählig zog sich dann der ihn gleichsam heiligende Lichtglanz, der sich über sein Lager ausgedehnt hatte, wieder in einen einzigen Strahl zusammen und verschwand spurlos. Richard erwachte, er fühlte sich ungemein gestärkt von seinem Schlummer, er war heiter. War es mir doch, als wäre ich auf Iniscaltra unter den Ruinen gewesen, sagte er zu sich — die Lichtgestalt, welche damals mir in meinem Traume erschien, glaube ich, war auch heute bei mir.

Er sann nach. „Seltsamer Traum!“ rief er dann — „schon öfter glaube ich diese Lichtgestalt in meiner Nähe gesehen zu haben, mir wird dann wohl — ich fühle mich freier — glücklicher.“

Diese Ueberzeugung, die er als eine Wahrheit in sich empfand, führte ihn unmittelbar zum Nachdenken über sein Leben, über die Lage, in der er sich jetzt befand. Es war ein ruhiges, unbefangenes Nachdenken, das ihn zu einer Erkenntniß brachte, welche ihn sich selbst wie in einem Spiegel zeigte voll der Laster, die seine Seele gleich Aussatz bedeckten. Diese Erkenntniß war trotzdem nicht niederbeugend, obwohl sie ihn mit Schaam vor sich selbst erfüllte, vielmehr erhob sie ihn zu dem festen Vorsatz, Borgia's Vorschlag zurückzuweisen, ihn nicht zu befolgen. Dieser Vorschlag wurde fest und stark in seiner Seele und er gab ihm eine wunderbare Erhebung. Er ließ den Grafen rufen, um ihm dies zu verkünden. Borgia war nirgends zu finden, er hatte ihn zum letzten Male gesehen, der Einfluß des Himmels hatte die Hölle verscheucht und deren Missionaire. Diese Entfernung Borgia's war auffallend und die unmittelbare Ursache, Richard zum Nachdenken über den Umgang mit diesem Manne zu leiten. Er empfand in Folge dessen einen Widerwillen gegen den Verschwundenen, da es ihm doch nicht entgehen konnte, daß Borgia auf eine unverantwortliche Art seine Freundschaft mißbraucht und die Verschwendung in's Außerordentliche übertrieben. Obwohl Richard lasterhaft war, so kam ihm doch die Ueberzeugung,

daß eben dieser Borgia ihn zu all den unnatürlichen Verirrungen verleitet, er empfand Schaam über seine Schwäche, sich diesem Mann ganz übergeben zu haben, seine Entfernung besagte ja hinlänglich, so glaubte Richard wenigstens — welche eigennützige Pläne Borgia verfolgt, wie er nur von dem blinden Vertrauen Richards Nutzen zu ziehen gesucht. Jemehr der Verführte Widerwillen durch solche Betrachtungen gegen den räthselhaft Verschwundenen empfand, desto mehr hob sich das natürlich Bessere bei ihm zu Tage. Er erging sich in Plänen für seine Zukunft, er fand es thörigt zu verzweifeln, wo ihm noch so viel Hilfsmittel blieben. Besaß er nicht die schöne kostbar eingerichtete Villa an der Chausseé nach Orleans. Ihr Verkauf sicherte ihm eine bedeutende Summe, dieser Ausweg war ein rechtlicher. Er entschloß sich dazu — in Paris giebt es genug Agenten, welche sich mit dem Verkauf von Häusern und Grundstücken beschäftigen, — nichts war leichter. Seit dem Einfluß des Grafen war ihm nie eine Erinnerung an den ehrwürdigen Pfarrherrn Otlington, dessen Namen er ja eigentlich trug, an Tom Baillali, den gutmüthigen Kaplan gekommen, seine Jugend bis zu der Flucht aus Iverting nach Iniscaltra schien vollkommen aus seinem Gedächtniß verwischt zu sein — jetzt tauchte diese Erinnerung wieder aus der unerklärlichen Vergessenheit bei ihm auf. Er hing ihr nach, sie beschäftigte ihn sogar angenehm, wenn sie auch keine besondern Glanzseiten dieses hinter ihm liegenden ersten Theils seines jungen Lebens in sein Gedächtniß rufen konnte.

Mit besonderer Freude verweilte er bei dem Andenken an die Zuneigung und Anhänglichkeit der armen Leute von Iverting an seine Person — jetzt mitten im Glanze konnte er nicht sagen, daß er nur einen Menschen habe, der ihn seiner selbst willen liebte. Sein Geld, seine Feste, seine rücksichtslose Verschwendung hatten ihm Freunde erworben. Was war denn Virginiens Liebe gewesen? ein Betrug! sie hatte ihm nur Zuneigung geheuchelt, weil er die Mittel besaß, alle ihre Wünsche zu erfüllen, sie mit den Kleinoden des Reichthums zu umgeben. Er fing an, diese Menschen zu verachten, die wie Motten zum brennenden Lichte zu ihm dem Verschwender sich hingezogen fühlten, sie waren Schmarotzer, Schmeißfliegen. Er selbst erkannte seine Thorheit, sich in einem Strudel üppiger Feste und Vergnügungen ruinirt zu haben, vollkommen — und überhäufte sich mit Vorwürfen. In dieser Stunde der Erkenntniß beschloß er, von nun an eine andere Lebensweise zu führen, ohne durch plötzliche Umwandlung seine Ehre zu gefährden. Das Einzige was er von Borgia's Rath festhielt, war: Paris ist nicht die Welt. In einem andern Lande konnte er mit den besonnen zusammengerafften Trümmern seines Reichthums sich vielleicht noch ein Asyl gründen. Der Gedanke, aus sich selbst künftig die Mittel zu seinem Fortkommen zu entnehmen, durch angemessene Thätigkeit seinem Leben eine andere Richtung zu geben, gewann jetzt sogar einen Reiz bei ihm. Indem er sich diesen Ueberlegungen hingab, brachte man ihm eine Einladungskarte

vom Fürsten Valerian Grusinsky, zu einem Feste, welches dieser junge Schwelger wie es auf der Karte hieß, als Muster-Festin zu geben beabsichtigte. „Der Unglückliche!“ sagte Richard mitleidig — „wenn es wahr ist, was Borgia sagte, so ist er seinem Abgrunde nahe!“

Richard empfand keine Lust Theilnehme bei diesem schwelgerischen Feste zu sein, und doch that ihm Valerian leid, dessen geistige Schwäche er für eine Art Gutmüthigkeit gehalten, er beschloß der Einladung zu folgen, um ihn, wenn sich eine passende Gelegenheit fände, unter der Hand zu warnen, auf seiner Hut zu sein. Valerian Grusinsky, der, wie Richard wohl wußte, sich zuweilen in Geldverlegenheit befand, hatte seit einigen Tagen schon das dritte Fest dieser Art arrangirt und dabei viel im Spiel verloren, das deutete auf einen besondern Zufluß seiner Finanzmittel, und Richard schien es nicht unmöglich zu finden, daß zur Eröffnung einer neuen Geldquelle Prinz Valerian wohl solch unrechtliches Mittel gewählt haben könne.

Wir führen den Leser zu dem sogenannten Muster-Festin, welches Valerian veranstaltete und das seit dem Verlauf von ungefähr zwölf Tagen bereits das dritte dieser Art war. Er schien einen besondern Ruhm in der Bewunderung zu finden, mit der man seine Verschwendungssucht anstaunte. Zu diesen Festen, bei welchen nicht getanzt wurde und die eigentlich blos die großartigsten Schmäuse genannt werden konnten, hatte Valerian ein Gartenhaus an der Straße nach Saint-Cloud gemiethet, der Salon

faßte, wenn ihn der Eigenthümer zu Bällen benutzte, an hundert tanzende Paare. Die Ausschmückung dieses großen Raumes kostet enormes Geld, aber sie ist pompös — Valerian hat sie nicht erfunden, er besitzt kein Genie, und das geistige Phlegma dieses jungen Wüstlings würde längst jede Fähigkeit ertödtet haben, die er besessen hätte. Er hat nur das Geld dazu gegeben. Der Tag ist nicht so hell, als die blendenden Gasbüschel, die hier in zahlloser Masse an den Wänden hin flammen. Was nur der übersättigtste Schwelger verlangen dürfte, um seinen verwöhnten Gaumen durch neue pikante Gerichte zu reizen, findet man hier in Ueberfluß. Alle Länder der Erde, die Tiefen der Meere haben dazu beitragen müssen, um die Todsünde der Völlerei hier in ihrem größten Luxus, in all ihrer bewundrungswürdigen Vollkommenheit zu repräsentiren. Für Alles ist hier gesorgt — die kleinen Nebengemächer sind, von kleinen bunten chinesischen Lämpchen erleuchtet, in Boskets umgewandelt — hier herrscht ein trügerisches Halbdunkel, ein träumerischer Schimmer — adamitische Freiheit knüpft sich diesen schwelgerischen Festen an. Die durch die stärksten Gewürze, durch die feurigsten Weine im Blut erregte schöne Sünde, wallfahrtet ohne Scheu nach diesen kleinen Gemächern — die Theilnehmer und Theilnehmerinnen dieser üppigen Feste gehören nicht in die Klasse der verschämten Tugendhaften, sie folgen ihren Neigungen ohne Rücksicht — man findet Alles menschlich und die Sünde zum Dasein gehörend.

Richard fragt Valerian: „Wie viel hat Ihnen dies Fest gekostet, Prinz?"

„Gefällt es Ihnen, Sir?" lächelt Valerian, dessen Gesicht vom Weine glüht und der mit einem silbernen Stifte wohlbehaglich in eine vor ihm stehende Assiette voll Lebern kleiner indischer Singvögel mit einem leisen Assa foetida Geruche versehen, stochert, um sich durch dies pikante Gericht neuen Appetit zu verschaffen. Dieser übersättigte Schwelger hat bereits so viel verzehrt, daß zwei arme Familien, da er nur Auserlesenes genießt, von dem Gelde, das eben diese künstlichen Reizmittel für seinen Magen kosten, ein Jahr lang ohne Hunger, ohne Sorge bestehen könnten, er verpraßt um zu verprassen, sein Körper ist aufgeschwemmt, weich, kraftlos. „Sie haben die Möglichkeit herausgefordert, Prinz," sagte Richard — „wer soll Ihnen das nachmachen?"

„Es schmeckt mir nicht, wenn ich nicht viel Gesellschaft um mich habe," antwortet Valerian, der sich durch diese Worte eines Mannes, welcher bisher die verschwenderischsten Diners und Soupers gab, besonders geschmeichelt fühlt. „Vierzigtausend Franks," sagt er — „mehr kostet dies Vergnügen nicht — ah, man muß leben — warum ist man auf der Welt?"

In diesem Augenblick erhebt sich ein Lärm am Eingange des Saales, die Diener haben Streit. Eine Frau, auf dem Arme ein Kind, sie und das Letztere fast nackt,

nur von den dürftigsten Lumpen umhüllt, welche ihr die ihr den Eintritt verwehrenden Diener noch vollends abreißen, bahnt sich mit starker Faust einen Weg zur Tafel. Die Haare flattern ihr wild ums Gesicht, welches durch den Kampf erhitzt, dem schrecklichen Antlitz des Medusenhauptes gleicht. Die mit Speisen aller Art überfüllte Tafel scheint sie für einen Moment zu erstarren, dann stürzt sie sich wie ein Raubthier auf die nächste Schüssel zu, die die Reste einiger wilden Fasanen enthält.

„Ha! man ißt hier — ich und mein Kind haben Hunger, seit gestern nichts genossen!"

Alle sind erstarrt. Eine augenblickliche Pause folgt, die Diener vergessen vor Schreck über diese Unschicklichkeit ihre Pflicht, die Hungernde, Elende dem Anblick der schwelgenden Gesellschaft zu entziehen. Valerians vor einigen Augenblicken von Wohlbehagen und Genuß noch glühendes glänzendes Gesicht hat sich im Aerger über diese unerhörte Improvisation eines Extrems, eines schlagenden Contrastes, in ein fahles, gelbliches Leichenantlitz verwandelt, der Zorn zuckt wie elektrische Schläge sichtbar durch seinen Körper — die traurige Schwäche dieses Schwelgers liegt in diesen Nervenzuckungen zu Tage; aber er weiß sie zu verscheuchen, er stürzt ein Glas des feurigsten Spaniers hinunter und diese Schwäche ist augenblicklich gedämpft, er hat die Sprache wieder, der er unfähig im Schreck gewesen. „Was soll das?" ruft er mit Anstrengung, denn der Brust-

krampf, welchen diese Schwäche jedes Mal herbeizieht, läßt nicht sogleich nach, er ist ein Fels, der Herz und Lungen zu zerdrücken droht, seine Stimme ist leise, zischend — „werft die freche Bestie hinaus!"

Der Anblick, den das Weib mit ihrem Kinde bietet ist nicht ekelhaft, aber es ist das Bild des Hungers in aller Vollständigkeit. Mutter und Kind nagen an einem Fasangerippe gemeinschaftlich, sie gleichen gefräßigen Raubthieren. Man will sie hinaustreiben, sie wehrt sich wie eine Löwin, die man von ihrer Beute verscheuchen will, endlich entreißt ihr einer der Diener den Gegenstand ihrer Sättigung, welchen sie fest zwischen den Zähnen hält, er hat ihr einen Zahn dabei ausgebrochen, Blut läuft über ihre fett glänzenden Lippen, ein Schmerzlaut folgt nach. Sie scheint wüthend zu werden, sie entreißt sich den Fäusten, die sie schon angepackt haben, um sie gewaltsam hinauszuschleppen, und stürzt auf Valerian zu, vor dem sie stehen bleibt. „Hunger! wir haben Hunger! ich und mein Kind!" ruft sie — „Ihr habt so viel hier, wir nichts — seit gestern Morgen nichts — wir müssen sterben! gebt mir die Knochen, die Gerippe, die Ihr übrig laßt — ein Stück Brot für mich und das Kind — Ihr kennt den Hunger nicht, dies Zusammenkrampfen aller Eingeweide, dieser wüthende Schmerz — Ihr seid satt!"

Das hungrige Weib scheint nach dem Wuthanfall, der ihm so außerordentliche Kräfte gab, um gegen die robusten Diener zu kämpfen und zu siegen, von der furchtbaren

Schwäche überfallen zu werden, die eine Folge des Wahnsinnsausbruchs in der Regel zu sein pflegt, welcher durch die rasenden innern Schmerzen, durch den thierischen Instinkt, um jeden Preis sich das Leben zu fristen, hervorgerufen wird. Die abgeschwächte, kraftlose Natur hat nur ein Aufflammen, ein momentanes Erwachen der verlöschenden Lebensfunken, dann versinkt diese kurze Flamme in Asche. Die Halbverhungerte sinkt, mit ihrem Kinde auf dem Arme, das sie auch im Tode noch fest halten würde, fast ohnmächtig in die Kniee. Einer der Leute des Eigenthümers kennt diese Arme, ihr Mann ist vor einigen Tagen gestorben an Entkräftung, das Letzte hat man ihr genommen, sie besitzt nichts als das Leben und ihr Kind, den in Lumpen Gehüllten giebt man nicht so leicht Arbeit, man sieht diese Heruntergekommenen wie einen Auswurf der Menschheit an und ehe die Untersuchungen, welche die Polizei, die Armenversorgungsanstalten erst einleiten, ein Resultat herausstellen, hat sich bereits ein andres eingefunden, der Arme ist — verhungert. Nun ist man überzeugt, daß Armuth vorhanden war. Die Frau ist gestern überall herumgelaufen, um Arbeit und somit Speise zu finden — Alles umsonst — sie will verhungern mit ihrem Kinde, es ist auch ihre einzige Wahl — am zweiten Abend aber ist der Hunger so wüthend, daß sie schon die Zähne in das wenige Fleisch ihrer abgemagerten Arme setzt, der Schmerz des Bisses bringt sie soweit zur Vernunft, daß sie noch ein Mal nach Nahrung ausgeht. Die Idee wird zum Wahnsinn bei ihr — hier unweit von

ihr wird ein Fest gegeben, man schwelgt im Ueberfluß — sie kennt keine Schranken, das Gefühl für Sitte ist erloschen — der Widerstand den man ihr entgegensetzt, macht sie thierisch — jetzt ist dieser Paroxysmus zu Ende und die Schwäche größer als früher. Valerian stößt erbarmungslos diese hungernde Mutter mit dem Fuße von sich — sein Magen ist voll, und nur dieser allein ist seine Seele, sein Gefühl.

„Prinz,“ sagt Richard mitleidig, — „seien Sie barmherzig, sie hat Hunger — geben Sie Befehl, daß man ihr etwas von dem Abhub der Tafel reiche.“

„Sie sind sehr weichherzig, Sir,“ lacht Valerian — „solche Brut darf nie satt gefüttert werden, sie wird hochmüthig — aber wir wollen einen Spaß haben — sie soll fangen lernen, das wird viel Vergnügen machen.“

Er ruft der Armen zu, aufzupassen, und wirft ihr von den Speisen zu, wie ohngefähr Hunde zum Auffangen von Fleischstücken oder Knochen abgerichtet werden. Absichtlich verfehlte Valerian öfterer das Ziel und traf mit dem Brocken ihr Gesicht, daß es fettglänzend und farbig wurde — man jubelte ihm zu, daß er die Menschheit unter das Thier erniedrigte, daß er in seiner Ueppigkeit allen menschlichen Gefühlen Hohn sprach. Richard wendete sich mit Ekel von dieser empörenden und entwürdigenden Scene hinweg. Er fühlte, daß auch er im Rausche der Schwelgereien oft über die Hilflosigkeit der Armuth gespottet, daß er einen Bedürftigen sogar geschlagen hatte, als ihn dieser in

der Tafellust gestört hatte. Um sich von diesem in dieser Stunde schwer und scharf treffenden Selbstvorwurf zu zerstreuen und seinen Ekel vor dieser Schwelgerei zu verbergen, indem er sich's zum festen Vorsatz machte, nie wieder sich dieser Sünde hinzugeben, setzte er sich an einen der Spieltische. Das Glück schien ihm günstig; aber bald wendete es ihm wieder den Rücken, er verlor, der Verlust regte ihn an, er spielte weiter, sein Gegner war glücklich, er sah die lächelnden Mienen der Umstehenden, seine Besonnenheit war hin, eine Wuth kam über ihn, die in seinen Augen glühte. „Sie haben heute Unglück, Sir," sagte Jemand neben ihm — „hören Sie auf."

„Unglück verachtet Sir Franklin," antwortete der Bankier, der das gehört hatte — „der reiche Sir kennt die Chancen des Spieles, er ist kein Feigling, der sich vom Kampfplatz zurückzieht, wenn ihm die Fortuna, das launische Weib, auch einmal den Rücken zuwendet. Einen Vorschlag, Sir — Sie haben **80,000** Francs verloren, streichen wir das — machen wir einen großartigen Coup, setzen Sie Ihr Hotel mit Allem was sich darin befindet, den baaren Fond ausgenommen, dagegen."

„Und meine Villa noch dazu!" rief Richard, da er des Erstarren der Umstehenden sah, Aller Blicke, die sich voll Neugier und Bewunderung auf ihn richteten.

„Ich kann blos **20,000** Francs mehr als Ihre an mich schon verlorene Summe entgegensetzen, also **100,000** Francs," bemerkte der Bankier lauernd — „das ist eine Partie, die Sie nicht annehmen, Sir."

„Ja, ich nehme sie an!" entgegnete Richard in einer nicht zu schildernden Aufregung, seiner Sinne, wie es schien, nicht mächtig.

„Sie sind Zeugen!" sagte der Bankier ruhig — „hundert Tausend Franks von meiner Seite, Sir Richard setzt dagegen sein Hotel und seine schöne Villa, mit Allem, was sich darin befindet, ausgenommen sein baares Geld oder Banknoten, seine Papiere, Briefe ꝛc., diese sind ausgenommen."

„Was brauchen Sie Zeugen? ist ein Wort nicht genug? wenn ich verliere, sind Sie Besitzer meines Eigenthums, wie es steht und liegt."

„Wenigstens vierhundert Tausend Francs!" flüsterte einer der Zuschauer einem Nebenstehenden in's Ohr.

„Sollte ihn das nicht ruiniren?" fragte dieser leise — „sehen Sie nur wie er zittert, er kann die Hände nicht still halten, sein Haar ist empor gesträubt, er sieht wie das Entsetzen aus."

„Er ist ein Nabob," antwortete der Andere — „bei ihm quillt der Reichthum, aber sicher wird er mit der Zeit Bettler, er übertreibt's."

Der Bankier machte eine Pause und sah Richard fragend an.

„Ziehen Sie ab!" schrie dieser — eine Todtenstille folgte. —

„Verloren, Sir Richard! Sie haben verloren!"

Richard hatte die Hände an beide Schläfe gelegt,

als wollte er sich vor Wahnsinn schützen, denn sein Gehirn glühte unter der wilden Aufregung, jetzt sanken wie abgestorben seine Hände an den Schläfen herunter, eine Ohnmacht folgte dem harten Schlage, der ihm Alles geraubt hatte. Jetzt wußte man es, daß er ruinirt war — man verachtete ihn und ließ ihn theilnahmlos auf einem Sopha liegen. Richard kam zur Besinnung, er sah diese Menschen, wie sie sich von ihm zurückgezogen hatten. In dem furchtbaren Moment, wo sein Alles auf dem Spiele stand, besaß er nicht genug Kaltblütigkeit, um den Schlag, den Gedanken des gänzlichen Ruins so gelassen ertragen — Ruhe heucheln zu können. Dadurch war diesen Menschen die Einsicht gekommen, daß er — geopfert sei und keine Feste mehr geben werde. Er empfand Zorn und Verachtung für diese Elenden, die wie hungrige Raben nur nach Aetzung ausgehen und gleichgiltig, undankbar den verlassen, der ihnen diese bisher im Uebermaaße gereicht und nun nichts mehr für sie hat. Ihre Verachtung, die sich so schnell ihm zeigte, empörte ihn, er konnte sich an diesen Erbärmlichen rächen, wenn er Borgia's Rath befolgte — ha, neuer Reichthum! neue Mittel! der Gedanke hatte nichts Abschreckendes in dieser Minute für ihn, er hing ihm nach, er durchwärmte seine ganze Seele, beschäftigte seine Sinne, nahm ihn ganz gefangen. Der Kopf wirbelte ihm, es war ihm, als würde er von Schatten umschwebt, deren Einfluß mächtig auf ihn einwirkte, seine so lebhafte Phantasie glich einem vom Sturm durchwühlten Meere, jede Sekunde

brachte ihm neue verlockende Bilder des Reichthums, der nun gänzlich vor ihm versunken war, wenn er nicht Borgia's Rath befolgte. Die qualvolle Idee, zu betteln oder zu arbeiten, bemächtigte sich seiner — diese Idee, welche in der ruhigeren Stimmung, wo der Himmel eine Einwirkung auf ihn hatte, gänzlich verschwunden gewesen und jener stolzen Erhebung, sich durch Thätigkeit sein Brot zu erwerben, Platz gemacht hatte. Der Vorsatz war gefaßt, Borgia's Plan sollte ausgeführt werden, er erhob sich nun den Salon zu verlassen, wo man ihn als einen Geopferten betrachtete. In seinem Plane, ein Betrüger zu werden, lag zugleich eine Rache, die ihm wohlthat. Wieder im Besitz des Reichthums, wollte er die, welche jetzt so schnell gegen ihn die Farbe gewechselt hatten, verachten, das war für Schmeichler die empfindlichste Strafe, keinen Zutritt mehr bei den Lustbarkeiten eines Verschwenders zu haben. Ehe er noch den Eingang des Salons ganz erreicht hatte, fiel etwas vor, was das plötzliche Ende dieses glänzenden Festes herbeiführte. Ein Polizeilieutenant, begleitet von mehren Policisten und zwei Dienern des Handelsgerichtes, erschien auf der Schwelle — der Eingang wurde gesperrt, Niemand mehr hinausgelassen. Valerian lag mit glühendem Gesicht in seinem weichen Lehnsessel — er bemerkte den Eintritt dieser Leute nicht, da er sich in jener behaglichen Stimmung befand, wie sich Menschen stets befinden, welche ihre Leidenschaften befriedigt sehen — Valerian hatte die Augen halb geschlossen, seine Züge drückten

ein schlaffes Lächeln aus, er war fast unfähig sich zu bewegen, das Uebermaaß des Genusses erlahmte seine Sinne, seinen Körper. Ein Todesschreck durchbebte Alle, welche die Diener der Sicherheit und des Gerichtes sahen. Eine augenblickliche Stille trat ein.

Eine junge liebliche Phryne saß neben Valerian und kitzelte mit ihren zarten kleinen flaumenweichen Fingern in seiner über der Armlehne des Sessels schlaff herabhängenden Hand. „Prächtiger Lucull," flüsterte sie leise schäkernd — „welch ein Fest hast Du uns heute gegeben! Ich liebe Dich, Lucull, Du weißt zu genießen. Ja, man muß den Reiz beim Genusse so steigern, daß man gleichsam einschlafend in demselben vergeht, stirbt."

Der Polizeilieutenant hatte unterdeß mit einem der Anwesenden gesprochen und trat nun zu Valerian. Die Phryne fuhr entsetzt empor, sie stieß einen Schrei aus, Valerian schlug die halbgeschlossenen Augen auf, er sah den Fremden in Uniform neben sich stehen. „Sind Sie der Prinz Valerian Grusinsky?"

Der Ton, in dem diese Frage gethan wurde, war weit entfernt von der Schmeichelei, die Valerian vor einigen Sekunden noch gehört hatte, die Wirkung desselben und die damit zusammenfallende Ahnung einer unvermutheten Wendung, welche dies prächtige Fest nehmen werde, brachte einen so furchtbaren Schreck auf ihn hervor, daß seine Geistes- und Körperkräfte, die bereits in einem Zustande der

äußersten Erschlaffung waren, völlig erstorben schienen, er blieb unbeweglich.

„Sie belieben mir keine Antwort zu geben?" fragte der Polizeilieutenant entrüstet — „Nun, so haben Sie sich selbst zuzuschreiben, wenn auch von unsrer Seite keine Schonung trotz Ihres Ranges eintritt. Ist dieser Herr der Prinz Valerian Grusinsky? „wendete er sich an die Gesellschaft.

„Ja, ja," sagten Alle furchtsam.

„Mein Herr, so verhafte ich Sie als Betrüger im Namen des Gesetzes — hier sind die Diener des Handelsgerichtes, bei welchem von Ihnen ausgegebene falsche Wechsel zu höchst bedeutenden Summen eingereicht worden sind und die polizeiliche Hilfe in Anspruch genommen worden ist. Ich glaube," fügte der Sprechende mit einem Blick auf das Ganze, was er hier vor sich sah, hinzu — „daß es wenig Anstrengung kostet, glänzende Feste zu geben, wenn man die Mittel auf solche Weise bezieht."

Die Diener vom Handelsgericht traten nun vor, um ihm die Verhaftungsordre vorzulesen. Dies geschah. „Haben Sie die Gefälligkeit uns nach dem Wagen zu begleiten, mein Herr, der Ihrer bereits wartet," redete der Polizeilieutenant — „es ist Alles in Ordnung — diese Herren und Damen werden ihre Adressen angeben, damit wir sie zu finden wissen, wenn eine Untersuchung vielleicht geschehen sollte."

Prinz Valerian lag immer noch starr und unbeweglich im

Sessel, der Polizeilieutenant schien zu warten, daß er sich erheben werde; jedoch da keine Anstalt dazu getroffen wurde, so redete der Vorige: „Ich bitte, stehen Sie auf, Prinz, . . . Lefebvre, Duchatel, heben Sie den eigensinnigen Herrn auf, er spottet unser. . . .“

Die Diener vom Handelsgericht griffen Valerian unter die Arme, sie hoben ihn auf, er war starr.

„Prinz!“ rief der Polizeilieutenant — „treiben Sie den übelangebrachten Scherz nicht weiter, Sie ermüden unsre Geduld . . . lassen Sie ihn los, Lefebvre, Duchatel.“

Beide ließen die Hände unter den Armen Valerians wegfallen, einen Augenblick stand der Letztere allein, dann aber — sein Gesicht hatte sich auffallend verändert — stürzte er zu Boden, ohne daß die bei ihm Stehenden ihn von dem Falle zurückhalten konnten, ein einziger dumpfer Laut folgte unmittelbar diesem Falle — Valerian war eine Leiche, hinweggerafft in seiner Ueppigkeit durch Schreck, der mit Einem Schlage seinem Leben ein Ende machte.

. . . .

. . . .

Voll Entsetzen langte Richard in seinem Hotel an, das morgen nicht mehr sein Eigenthum war. Der Himmel hatte an diesem Tage einen schweren Sieg über die Gewalt der Hölle errungen. Valerians Tod erschütterte Richards Seele bis in deren geheimste Tiefen, der Gedanke an das Verbrechen, sich neuen Reichthum zu verschaffen auf die Weise, wie Borgia ihm gerathen, war vollkom=

men bei ihm verwischt. Er eilte zu seiner Chatoulle, die zwölftausend Francs, die ihm von allem Reichthum noch übrig blieben, herauszunehmen, sie bei sich zu verbergen, das Hotel zu verlassen mit diesem Reste seines verschwendeten Mammons. Er prallte zurück, die Chatoulle war erbrochen: — leer — — man hatte ihn beraubt.

Das letzte Mittel, seine Zukunft zu sichern, war ihm entrissen, er war arm geworden, ärmer noch, als damals auf Iniscaltra, ehe er in den Besitz des Reichthums gelangte. Er war starr, kein Gedanke in ihm, seine Hand umklammerte krampfhaft die Stuhllehne. Langsam schwebte der Lichtstrahl auf ihn zu, der ihn begleitete durch sein Leben, das zum Kampfpreis geworden war zwischen Himmel und Hölle — mit dem geraubten Reste des Mammons, der ihn auf die Bahn der Todsünden geführt hatte, schien die Nacht der Finsterniß für immer den Sieg verloren zu haben. . . . Der Lichtstrahl umhüllte den Bettler in einen immer stärker werdenden Lichtglanz.

Der Testamentsvollstrecker.

Pater Hilaire befand sich bei Abbé Bernard. Sie saßen an einem Tische einander gegenüber.

„Lesen Sie, guter Hilaire," sagte Bernard sehr vergnügt, dem Genannten einen Brief hinreichend, dessen Inhalt er eben durchflogen — „unsre Angelegenheiten haben die erwünschteste Wendung genommen, ich gestehe Ihnen, zuweilen bangte mir davor; aber es war thörigt — lesen Sie, Hilaire."

Mit dem eisernen Ernste, der bei Hilaire eine stereotype Tugend seines äußern Menschen war, denn nur selten, und auch dann nur auf kurze, kaum das Beachtens werthe Momente, wich diese strenge Maske von dem Gesicht des greisen ehrwürdigen Hilaire, oder nahm, um uns, eines außergewöhnlichen, der Politik entlehnten Ausdrucks zu bedienen, eine gewisse Färbung lächelnder Ironie an, die seltsam gegen die Monotonie seines immerwährenden Ernstes abstach, vertiefte sich der Pater in den In=

halt des Briefes. Wir geben denselben hier in kurzen Sätzen, in soweit diese Stellen in dem Schreiben Bezug auf den Gang und auf die Hauptpersonen unserer Geschichtserzählung haben.

„Ich verwickle Lord Paul in ein Complott gegen die Krone ... der Plan ist für den ersten Anblick thörigt; aber er hat viel für sich ... Lord Paul ist ein Elephant, den man stets die eisernen Haken in den Ohren fühlen lassen muß, seine Plumpheit taugt zu Nichts ... er hat das Feld bei Dame Velaska eingebüßt, sie verachtet ihn. Oh, der Geiz besitzt ein außerordentliches Ahnungsvermögen, er hat die vollständigste Witterung, wie man sie nur an einem feinnäsigen Thiere bewundern kann. Dame Velaska wittert Lord Pauls Pläne auf ihr Geld, wie sie sagt, — dieser Gedanke ist hinlänglich bei ihr, um ihn zu hassen, und so haßt sie ihn vollständig. Ich will Ihnen eine Schilderung dieses Weibes geben. Sie lebt zurückgezogen seit einem halben Jahre, wo man glaubte, sie würde einen alten Herrn heirathen, der mit einer Menge körperlicher Uebel behaftet, dem Tode nahe, aber sehr reich war — er starb plötzlich. Velaska war nicht Schuld daran, sie hätte ihm Leben eingehaucht, wenn sie diese unentdeckte Kunst verstände, weil noch kein Contract zwischen ihm und ihr aufgesetzt war und sie die Hoffnung auf die Erbschaft verlor. Damals lebte sie noch am Hofe, um die Anverwandten dieses reichen Mannes zu täuschen, sie kleidete sich, wie man mir erzählte, in die glänzendsten Farben, sich reizend

zu machen, obwohl sie in der That eine schöne Erscheinung ist. Der Untergang ihrer Hoffnungen durch den plötzlichen Tod dieses reichen Mannes machte sie fast wahnsinnig, — er hatte ihr versprochen, sie zur Erbin seines großen Vermögens zu machen, und sie hatte eine Anstrengung von großen Ausgaben, um recht glänzend zu erscheinen, nicht gescheut, dies Erbe zu erringen. Alles war umsonst gewesen, die Vorwürfe, die sie sich um dieser speculativen Verschwendung willen machte, müssen entsetzlich gewesen sein, denn jetzt noch, wenn sie davon spricht, bekommt sie Krämpfe. Jetzt bewohnt sie ein Haus in dem abscheulichsten Theile von Petersburg, mitten unter den Baracken der armen Trödler, der Honigkuchen- und Quasverkäufer. Sie hat drei Leibeigene, die wie Hunde an der Hausthür des Nachts wachen. Sie vermeidet alle Berührungen mit Leuten ihres ehemaligen Umgangs, aber eben diese Leute verlassen sie nicht, sie besuchen sie öfterer, man weiß, daß sie enorm reich ist, und bestürmt sie mit Heirathsanträgen. Denken Sie sich nicht ein Weib, das jenen schmutzigen Geiz äußert, dessen Gier, nur immer mehr und mehr zu besitzen, aus den Augen leuchtet, das sich nicht den Bissen gönnt, um den Hunger zu stillen — nein, Fürstin Velaska ist eine Dame von Welt, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem Umgange liebenswürdig, mit einem Anflug von Stolz. Sie gibt sich das Gepräge eines weiblichen Sonderlings — in England würde man sie bewundern, hier begreift man sie nicht. Erst jetzt habe ich entdeckt, warum sie grade die Laune hat, in dem schlechtesten Theile von Peters-

burg zu wohnen. Es geschieht nicht allein, um sich von den kostspieligen Festen der vornehmen Classe, der sie angehört, fern zu halten, sondern weil sie Handelsspeculationen macht, gegen hohe Zinsen den armen Leuten borgt und überhaupt förmliche Geschäfte treibt, gestohlenes Gut für Spottpreise einkauft und damit wuchert — dieser heimliche Weg, sich zu bereichern, ist ihre Leidenschaft — Niemand ahnt ihn. — Ich will jetzt, da ich weiß, wie ich sie fassen muß, um ihrer Leidenschaft beizukommen, mein Glück versuchen, sie scheint mir besonderes Vertrauen zu schenken. Glückt mir mein Plan, soll sie wahnsinnig vor Geiz werden."

Eine andere Stelle lautete so:

„Der Fürst weiß, daß ich seine Schwester besuche, und das ist hinreichend, um ihn an mich zu fesseln. Er forscht immer, er ist stets ungewiß, stets in Furcht. Zuweilen — das habe ich bemerkt — betrachtet er mich mit scheuen Blicken von der Seite, er fürchtet, ich könnte Velaska zu einer Partie mit mir bereden, ich glaube, der Gedanke macht ihm Kopfschmerz — ich möchte über diesen Menschen lachen, wenn ich ihn nicht so sehr verachtete. Er ist schmutzig neidisch, kriechend und katzenfreundlich; um berühmt zu werden, würde er sich eines großen Verbrechens selber anklagen. Sein Neid scheut nichts. In den Vorzimmern der Großen am Hofe ist er das Gegentheil derselben, er liebkos't und scherzt mit den Lakaien, er sagt: Diese Leute können bei Gelegenheit ein rechtzeitiges Wort fallen

lassen, man darf nichts versäumen — in Rußland werden aus Bedienten große Herren. — Der Kaiser hat ihm einen Orden versprochen, wenn er seinen Bruder ausliefert, und nun bietet er Alles auf, Fürst Sergius, der, wie es jetzt gewiß ist, bei Schamyl Bei sich befindet, auf irgend eine Weise nach Rußland zu locken. Mit Vorwissen der geheimen Behörde, zu der ich mich zu zählen die Ehre habe, gehört Fürst Ismael nun zu denen, die man besonders im Auge hält, von denen man nur wünscht, daß sie irgend einen Plan in Ausführung bringen, um sie in Masse zu vernichten. Fürst Ismaels Uebertritt zu den Unzufriedenen soll seinen Bruder Sergius sicher machen und das Gerücht Lügen strafen, als habe er nie die Verschworenen verrathen. Und wie ich erfahren, so ist es ihm so weit gelungen, daß Sergius bereits eine Verbindung mit ihm angeknüpft. Sie sehen, dieser Ismael ist gefährlich, sein Neid richtet sich eben sowohl auf den Becher Quas, den ein armer Muschik (Bauer) bei großer Hitze als Labung genießt, als auf Jeden, der einen Orden trägt, zu dem der Kaiser ein freundlich Wort sagt, der wegen Reichthum gepriesen, wegen eines innewohnenden Talents bewundert wird — er möchte Alles besitzen, Alles. Er geht viel mit Lord Paul um, ich glaube, er will ihn verstricken, er redet ihm zu, Lady Dryfesdale herkommen zu lassen — dahinter lauert etwas. —"

Pater Hilaire legte das Schreiben aus der Hand. „Dieser Charles ist thätig," sagte der Abbé, „meinen Sie nicht?"

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Hilaire mit Ruhe. Eine Pause folgte, dann hob Bernard wieder an: „Hilaire, wir haben hier noch Manches zu thun. Lady Dryfesdale muß auf irgend eine Weise ohne unser Zuthun — verstehen Sie — zu Grunde gehen.“

„Ich verstehe,“ antwortete Hilaire, „fallen jene Erben, müssen auch diese fallen.“

„Richtig, — das ist nicht ungerecht,“ entgegnete der Abbé lächelnd, „ich glaube die Fäden dieses Gespinnstes in der Hand zu haben. Die Fürstin Mutter ist dem Ende nahe, bei meinem letzten Besuche sprach sie von ihrer Verlassenschaft, ich soll der Vollstrecker ihres Testamentes sein und für die wahnsinnige Prinzeß Sorge tragen. Doch jetzt von etwas Wichtigem. Sie haben mir Rapport über unsern Erben abzustatten, Hilaire — wie geht diese Angelegenheit — man muß alle Minen springen lassen, um diesen jungen Menschen in eine geistige Trägheit zu versenken, die ihn für Alles unempfindlich macht, was sonst eines Menschen Herz rühren oder ergreifen kann. Nun, reden Sie, Hilaire.“

„Alles ist so wohl eingeleitet, daß es gelingen muß,“ sagte Hilaire trocken und bestimmt, „der alte Caussaide betrachtet die Welt nur durch's Wachholderglas, aus seiner Verzweiflungsperiode hat er die Neigung zum Trunke mit in seine verbesserte Lage genommen. Der Trunk, den er jetzt durch die Unterstützungen, die der Familie aus dritter, vierter Hand durch mich zufließen, noch mehr sich angewöhnt, macht ihn undankbar. Er hat bereits vergessen, daß Innocent

der Retter war, welcher ihn und die Familie dem Hungertode entriß, es sind harte Auftritte zwischen ihm und unserm Erben erfolgt, die diesen sehr mißgestimmt haben. Ich besuche die Familie zuweilen, und der alte Caussaide, der nie nüchtern ist, beschwerte sich heftig über Innocents Anmaßung, wie er die Vorwürfe über das schlechte Benehmen nennt, welches dieser an ihm rügt."

„Sehr gut, sehr gut," lächelte Bernard, sich die Hände reibend, „man muß die Unterstützungen verdoppeln, um diesen Trunkenbold ganz undankbar zu machen, — je mehr sich der Wahn der Unabhängigkeit von Innocent bei ihm festsetzt, desto mehr wird er ihn beleidigen. Sie werden das Nöthige vermitteln, Hilaire."

„So thue ich," antwortete dieser in seiner ruhigen, monotonen Weise, „ich bestärke den alten Caussaide in der bestehenden Zwietracht, indem ich scheinbar Innocent entschuldige. Die Frau selbst, obwohl sie sich schwer dazu entschloß, Innocent als einen anmaßenden Menschen zu betrachten, da sie die Wohlthat ihrer verbesserten Lage als von ihm ausgehend ansieht, ist jetzt feindlicher gegen ihn gestimmt, sie findet sich beleidigt, daß er ihren Mann einen undankbaren Trunkenbold nennt und ihn verachtet."

„Weiter, guter Hilaire," redete der Abbe vergnügt, „wie steht es mit Marion?"

„Nach den Berichten Ricautliers ist das Beste zu hoffen," rapportirte Hilaire, „ihre Eitelkeit ist erweckt und kämpft nun gegen Liebe und Dankbarkeit. Innocent liebt

das Mädchen leidenschaftlich, Ricautlier hat Mühe gehabt, die Erwiderung dieser Neigung bei Marion zu schwächen, indem er ihre Eitelkeit erregte. Er hat sie so weit gebracht, daß sie Geschenke von ihm annimmt, und wie ich in Erfahrung gebracht, sie vor Innocent verheimlicht. Unter dem Vorwande, nothwendige Arbeiten bei Madame Lagrange, der Blumenfabrikantin, bei welcher sie arbeitet, fertigen zu müssen, ist sie mit Ricautlier schon mehre Male im Theater und in den Tanzsälen der elyseischen Felder gewesen."

„Sie ist also eine kleine Heuchlerin?" fragte Bernard mit großer Zufriedenheit, „sehr gut, sehr gut!"

„Sie treibt eine Heuchelei besonderer Art," erklärte Hilaire, „ich glaube nicht, daß sie sich derselben klar bewußt ist."

„Wie verstehe ich das?" warf Bernard ein.

„Mir scheint, sie weiß oder fühlt noch nicht genau, daß sie Unrecht gegen Innocent handelt, es ist nur der Hang zur Eitelkeit noch, der sie zur Zweideutigkeit verleitet — Innocent ist nicht im Stande, ihr solche Geschenke zu machen, wie Ricautlier, aber es scheint, als ob auch das Unbedeutendste, was er ihr schenkt, noch großen Eindruck auf sie macht. Ricautlier hat sie seit einer Woche mit einigen Frauenzimmern bekannt gemacht, deren Lebensansichten ganz geeignet sind, die zähe Tugend Marions zu zerstören und ihr Gefallen an Vergnügungen zu erhöhen."

Abbé Bernard ließ den Kopf in die hohle Hand sinken und sann über etwas nach. Nach einer Weile schien er damit ins Klare gekommen zu sein. „Hilaire," sagte er,

„benachrichtigen Sie Mr. Keroly, daß er eine Gelegenheit hervorsucht, um Innocent aus der Fabrik zu entlassen. Man muß ihn, so leid es mir thut, außer Stand setzen, einen guten Verdienst zu haben. Am Besten wäre es, wenn man ihn in eine ernste Sache verwickelte, die ihn auf einige Zeit seiner Freiheit beraubte und zugleich also von Marion entfernte, damit diese den Einflüsterungen Ricautliers allein ausgesetzt wäre."

„Es soll geschehen, Abbé."

„Vielleicht eine Angelegenheit, die auf ihn einen bösen Schein wirft, ihn verdächtig macht und Caussaide's Grolle gegen ihn einen starken Beigeschmack von Verachtung seiner Bekanntschaft mit ihm beimischt, verstehen Sie?"

„Ja, wir werden sehen," antwortete Hilaire.

Jetzt wurde an die Thüre geklopft. Bernard öffnete. Ein Bote von Lady Dryfesdale trat ein und meldete, der Herr Abbé möchte ohne Zeitverlust nach der Villa der Fürstin Grusinsky kommen.

„Auf Wiedersehen, guter Hilaire," sagte Bernard lächelnd, „ich eile zum Schlageffect, thun Sie nun das Ihre."

Beide trennten sich. Ehe wir dem Abbé in die Villa der Fürstin Grusinsky nachfolgen, wollen wir einen Blick auf Innocent werfen, über dessen Schicksal so eben zwischen den beiden ehrwürdigen Vätern der Würfel geworfen worden war. In der That hatte dieser junge Arbeiter, der so stolz und freudig für seinen Beruf eingenommen war, eine Leidenschaft für Marion gefaßt, die um so wahrhafter und sein Gemüth

gänzlich einnehmend wurde, als sie nicht aus einem sinnlichen Rausche hervorgegangen, sondern als eine wirklich aus dem Umgang mit Marion entstandene und täglich mehr wachsende edle Neigung ihn beherrschte. Innocent besaß ein feuriges, lebhaftes Gemüth, das, einmal angeregt, nicht so leicht für den Gegenstand erkalten konnte, für den es einmal eingenommen war; deßwegen auch mußte seine bis zum Ausdruck der Liebe gesteigerte Neigung eine wahrhafte und in den Tiefen seines Gemüthes begründete sein, um so mehr, als er fern von jeder Verstellung, nur an den klaren, einfachen Ausdruck seines Innern von jeher gewöhnt war. Auch bei Marion herrschte das edle Princip vor, eine natürliche, ihrem Wesen eigenthümliche Sanftmuth zog Innocent lebhaft an — die stille Duldung Marions, der echt weibliche Charakter, den sie bei jeder Gelegenheit äußerte, eine kindliche Innigkeit, die sich in jedem Worte, in jeder, auch der kleinsten ihrer Handlungen unwillkürlich ausdrückte, waren für ihn Extreme, die ihn fesselten. Sein bisheriger Umgang mit den jungen Arbeiterinnen war ein zu greller Gegensatz, der ihm unmöglich entgehen konnte. Während diese jungen Mädchen sich bei bacchanalischen Vergnügungen wohl befanden und alle ihre Reden, ihre Gedanken der Weltlust angehörten, der weibliche Charakter in Aeußerungen einer unnatürlichen Halbheit, einer zwitterartigen Emancipation unterging, die ans Possirliche anstreifte, fand Innocent bei Marion das Gemüthlich-Kindliche, was auf ihn einen außerordentlichen Eindruck machte. Marion glich einer Heiligen

deren Pfad dornenvoll, deren Herz aber sanft und ergeben ist. Daß seine Neigung für sie eine wahre und edle war, ging daraus hervor, weil Marion nichts besaß, was ihn blenden konnte. Der Kummer hatte ihre Jugendblüthe zerstört, ihr Antlitz war leidend, eingefallen, ihre Armuth lockte durch keinen Vortheil, durch kein schönes Gewand. Indeß die Hebung des Kummers, die verbesserte Lebensweise, die verminderte Sorge wirkten vortheilhaft auf sie ein. Wenn sie auch keinen Anspruch auf Schönheit machen konnte, so trat doch die interessanteste Sanftmuth, die Herzenszüge in ihren Augen durch den Beistand eines schwachen Gesundheitschimmers mehr und mehr hervor. Der Ausdruck von Sentimentalität ist bei dem weiblichen Antlitz oft anziehender, als die regelmäßigste Schönheit, wenn sie nicht von dem Reize der Sanftmuth begleitet ist. Und so lernte Innocent immer mehr Marion lieben; wir sagen, er lernte sie lieben. Diese Bezeichnung mag auffällig sein, aber sie ist wahr. Eine leidenschaftliche Liebe erkaltet gewöhnlich eben so rasch, als sie entstand, weil die Leidenschaft durchs Auge hervorgerufen, gewöhnlich eine trügerische zu sein pflegt — die Neigung aber, welche nach und nach entsteht, gleichsam einen gesetzmäßigen natürlichen Weg verfolgt, gräbt sich tief ins Herz und macht sich zum belebenden Prinzip des menschlichen Wesens. Man kann lieben lernen, diese Liebe ist die edelste, weil sie aus keinem Rausche entspringt, sondern gleichsam aus Erkenntniß in Blut und Geist übergeht. Pater Hilaire, der die Fäden jenes Planes dirigirte, welcher Innocent zur Engherzig-

keit, zum Argwohn, zur Theilnahmlosigkeit zwingen sollte, hatte mit Mühe eine Schwäche bei Marion aufgefunden — dies war die Eitelkeit, zwar eine höchst unschuldige, welche sie nur zuweilen vor den Spiegel trieb, um in kindlicher Freude die Veränderung zu bewundern, welche durch die Verbesserung ihres Schicksals in ihrem Anzuge geschehen war. Auf diese kleine blos angedeutete Schwäche baute der würdige Hilaire einen Plan, um durch allmähliges Verderbniß Marions auf Innocent einzuwirken, ihn nach und nach zu der Ueberzeugung zu treiben, daß es keine Tugend ohne Eigennutz gebe und nur der Vortheil die Menschen bestimme. In vieler Beziehung mag dieser Grundsatz sich wohl bewähren, die socialen Verhältnisse unsrer Zeit bedingen eine starke Dosis Selbstsucht für Jeden, der auf irgend eine Art Geltung Anspruch macht, er muß seine Freunde opfern, wenn es ihm nothwendig erscheint, vor allen Dingen muß ein gewisser Zweifel gegen die Aufrichtigkeit Anderer Grundlage seines Thuns, seiner Handlungen sein Innocent hatte keine Anlage in sich zu solch einem engherzigen Wesen, das, wie Abbé Bernard sehr richtig bemerkte, eine geistige Trägheit, mithin eine Todsünde und sehr unterschieden von dem sogenannten Phlegma sei, welches in der Regel nur Temperamentsfehler ist. Indeß es ist nicht so sehr schwer, dem Menschen Glauben und Vertrauen aus dem Herzen zu reißen und ihn gänzlich der Liebe zu entfremden, welche ihn an die Mitmenschen fesselt. Innocents Zartgefühl verzichtete auf jeden Dank von Seiten Caussaides —

er glaubte, die Armen würden dadurch in eine Art Abhängigkeit von ihm gebracht, und dies wollte er nicht. Gewiß gehörte ein großer Edelmuth von Seiten Innocents dazu, aus seinem Opfer ein Geheimniß zu machen. Die die Familie rettenden zweihundert Francs hatten ihm eine große Last aufgelegt, da er sich verpflichtet hatte, in vierteljährlichen Raten sie nach und nach von seinem Verdienst in der Fabrik abzuzahlen. Indem er dies Opfer brachte, entsagte er zugleich den Freuden, welche ihn an den Sonntagen für sechs lange Wochentage entschädigten, und lebte sehr eingezogen, ja fast kümmerlich, da er sich so viel als nur möglich war, abdarbte, um Marion kleine Freuden zu machen. —

Abbé Bernard hatte die Villa der Fürstin Grusinsky betreten, dieselbe, welche Prinz Paolo seiner Gemahlin als Geschenk an jenem Tage verehrte, wo sein Leben endete. Lady Dryfesdale kam dem Abbé auf der Treppe entgegen.

„Die Fürstin liegt im Sterben,“ sagte sie zu ihm, „die Verwandten Paolo's aus Rom sind angekommen, es hat den Anschein, als wollten sie das Testament des Prinzen umstoßen oder dagegen appelliren, weil Afanasia's Ehe mit ihm kinderlos geblieben.“

„Es ist gut, daß ich das weiß,“ entgegnete der Abbé, „diese Römer sollen uns nicht überflügeln. Geben Sie scharfen Befehl, Mylady, daß die Wahnsinnige gut bewacht wird, ihre Gegenwart wäre sehr unerwünscht — sie spricht zuweilen Dinge, welche auf den Gedanken bringen können,

als sei der Tod des Prinzen nicht ganz in den Schranken der Natürlichkeit erfolgt.“

Bernard lächelte dabei.

„Haben Sie solch eine Vermuthung?“ fragte die Lady.

„Gedanken sind frei, ich spreche keinen aus.“

Während der Abbé in das halbverhangene Zimmer trat, in dem die Fürstin Mutter auf dem Sterbebette lag, gab Lady Dryfesdale Befehl an die Diener, Afanasia, welche in einem andern Flügel der Villa ihre Wohnung hatte und obwohl wahnsinnig, doch in einem Zustande gänzlicher Freiheit sich befand, mit besonderer Aufmerksamkeit jetzt vom etwaigen Eintritt ins Zimmer abzuhalten, im Nothfall sie gewaltsam zu zwingen, diesen Vorsatz aufzugeben. — So kräftig die Gesundheit der Fürstin Mutter auch gewesen, so waren doch die schweren Schläge, welche sie betroffen hatten, von jener vernichtenden Art, daß die selbst den stärksten Geist und die eisernste Körperconstitution aufgerieben hätten. Der plötzliche Tod des Prinzen und Afanasia's damit verbundener Wahnsinn, das eben so plötzliche als entehrende Ende Valerians gaben ihr den Todesstreich. — Als Bernard eintrat, schritt er mit der Würde, welche seinem Stande eigenthümlich ist, ohne die Anwesenden, wie es schien, zu beachten, gerade auf das Sterbebett zu. Indeß er hatte gleich beim Eintritt einen scharfen Blick über Alles hinstreifen lassen, er erkannte vier fremde Personen, — einen Notar mit zwei Schreibern, die weibliche Dienerschaft der Fürstin, den Arzt und den ihm wohlbekannten Priester, der der Ster-

benden die Sakramente gereicht hatte. Bernard wußte ein solches Uebergewicht in sein Benehmen zu legen, daß Niemand es wagte, ihn vom Hinzutreten an das Sterbelager abzuhalten. Die Fürstin lag in einer Lethargie, sie hatte die Augen geschlossen. Mit dem Bewußtsein eines Mannes, der die Vergänglichkeit menschlicher Größe kennt, der oft ein Zuschauer des Abschieds vom Leben gewesen, blieb Bernard ruhig und mit ernster Miene an dem Bette stehen, er erwartete das zurückkehrende Bewußtsein der Sterbenden. Nach einer langen Zeit schlug diese die Augen auf. Bernard beugte sich etwas zu ihr nieder.

„Meine Freundin," sagte er halblaut, „erheben Sie Ihre Seele zu Gott, trauern Sie nicht um den Abschied vom Leben, fassen Sie die feste Ueberzeugnng, daß die irdische Pilgerfahrt voll Kummer und Sorge sich in eine dauernde ewige Freude auflös't. Ich danke es der Lady Dryfesdale, daß sie mich hat rufen lassen, um als treuer Freund von Ihnen Abschied zu nehmen. Haben Sie einen Wunsch noch auf dem Herzen, den ich erfüllen kann, so nehmen Sie das feste Versprechen, daß ich Sorge dafür tragen werde, Ihrem Willen zu entsprechen."

„Meine Tochter — meine Tochter," stammelte die Sterbende matt, „man will ihr das Erbe ihres Gemahls schmälern — ach, wahren Sie die Rechte meines unglücklichen Kindes."

„Seien Sie versichert, daß sie keinen treueren Freund

als mich haben soll — wer könnte es wagen ihre Rechte anzutasten?"

„Ich, mein Herr!" sagte ein Mann etwas vortretend, der bereits hoch in den Jahren war.

Bernard ließ ruhig den Blick über ihn hinstreifen.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er.

„Paolo war mein Sohn," antwortete dieser.

„Es ist hier, glaube ich, nicht der schickliche Ort, solche Ansprüche geltend zu machen, wenn sie überhaupt nur die entfernteste Spur einer Giltigkeit hätten," erwiderte der Abbé, „ich fordre Sie auf, mein Herr, Achtung vor der letzten Stunde einer würdigen Frau zu haben — die Menschlichkeit muß Ihnen dies selbst sagen."

„Mein Herr," sprach der Römer, von dem kalten und an Verachtung streifenden Tone Bernards aufgeregt, „dies ist der schickliche Ort — man hat Sie zum Testamentsvollstrecker ernannt — jetzt noch wäre es Zeit, dies zu ändern. Ich fordre nichts als die Ansprüche zurückzunehmen, welche auf das Vermögen meines verstorbenen Sohnes gemacht werden, oder man bringe Beweise, daß sein Tod natürlich war."

Der Abbé ließ einen langen verächtlichen Blick auf dem Sprechenden haften und wendete sich dann, ohne ihm zu antworten, zu der Fürstin Mutter, die mit letzter Kraft die abgezehrten Hände vor das fahle Leichenantlitz schlug.

„Keine solche Verachtung!" rief der römische Fürst zornig, „ich beschuldige die Sterbende oder die Wahnsinnige des Mordes an meinem Sohne!"

Ein dumpfer Wehschrei aus dem Munde der Ersteren schrillte durch das Zimmer. Der Arzt, der bisher geschwiegen hatte, und der Priester traten nun dazwischen und der Erstere sagte ohne Umstände;

„Mein Herr, da Sie die Achtung und Menschlichkeit vergessen, so zwingen Sie mich als Arzt, der am Krankenbett eine Autorität ist, die Achtung vor Ihrem Range zu vergessen und Sie aus diesem Zimmer zu verweisen. Haben Sie die Güte es zu verlassen, wenn Sie nicht unangenehmen Folgen sich aussetzen wollen."

Des Fürsten Antlitz ward blauroth, sein wilder jähzorniger Charakter zur Wuth empört, er vergaß sich und seine Umgebung und stieß den Arzt bei Seite.

„Sie sind Theilnehmer an dem was auch geschehen sein mag!" rief er, „warum verweigert man mir den Zutritt zu des Verstorbenen Gemahlin? Ist ihr Wahnsinn vielleicht ein erkünstelter, bloße Verstellung, daß man sich fürchtet vor einem durchschauenden Blicke, oder ist er ein wirklicher und man hegt Furcht vor Aeußerungen, die vielleicht auf einen Zusammenhang schließen lassen?"

„Rufen Sie die Diener!" befahl der Abbé einem der Schreiber, „es ist Zeit, diesen Ungebührlichkeiten ein Ende zu machen."

Indem sich die weibliche Dienerschaft der Sterbenden, gleichsam ihre Gebieterin schützend, um ihr Bett drängte, Lady Dryfesdale sich über dieselbe hinbeugte, um sie vor dem Anblick der durch den Befehl des Abbé's nun folgenden Auf-

tritte zu sichern, suchten die Begleiter des Fürsten, kälter als Derselbe, sich seiner zu bemächtigen.

„Laßt mich," sagte er, „laßt mich — man will mich entehren, wie man meinen Sohn ermordet hat!"

Die Diener der Fürstin eilten herein.

„Bemächtigen Sie sich dieses Mannes und schaffen Sie ihn aus dem Hause!" gebot der Abbé, „seine Rohheit übersteigt alle Grenzen."

Der Fürst vertheidigte sich, indeß es war, da auch seine Begleiter mit Hand an ihn legten, leichte Mühe ihn zu bändigen. In der That mochte wohl selten die Sterbestunde eines Menschen so gestört worden sein als die der Fürstin Mutter. Die beharrliche Weigerung Paolo's auf die letzte Einladung seiner Familie, nach Rom zurückzukehren, sein plötzlicher Tod hatten in der fürstlichen Familie zu Rom den lebhaftesten Argwohn erweckt. Dieser Argwohn wurde durch die Nachricht, daß Paolo seine junge Gemahlin zur Erbin seines bedeutenden Vermögens testamentlich eingesetzt, noch mehr verstärkt. Mit leichter Mühe ließen sich eine Menge Schlußfolgerungen anstellen, welche Alle für die Wahrscheinlichkeit eines Verbrechens sprachen. Paolo's Vater war zu derselben Zeit, als die Nachricht von seines Sohnes Tode zu Rom eintraf, krank, diese Nachricht hätte fast seinen eigenen Tod herbeigeführt. Als er genesen war, begab er sich unverzüglich mit mehren seiner Verwandten nach Paris, um an Ort und Stelle Nachforschungen zu halten. Alle die Einzelheiten, welche er hier vernahm — er befand

sich schon einige Tage in Paris — bestätigten den Argwohn eines Verbrechens mehr und mehr. Da man ihn nicht kannte, so beobachtete man auch keine Discretion in Erzählung der Umstände, welche Paolo's Ehe zum Gegenstande des Spottes gemacht hatten. Die auffallende Zurückgezogenheit von der Welt, welche man der Despotin Afanasia beimaß und die natürlich den Prinzen, der vor seiner Verheirathung als einer der lustigsten Lebemänner gegolten, zur Zielscheibe des Spottes machte, dann sein wiedererwachter Trieb zum lustigen Leben und der eben so auffallende Rückfall in die Stille seiner früheren Einsamkeit mußte den Argwohn der Römer nähren. Sie hatten keine weiteren Beweise, aber ihr einmal angeregtes Mißtrauen fand in den wenigen Erfahrungen über Paolo's Ehe hinlänglichen Grund, mit Gewißheit ein Verbrechen zu vermuthen. Das Testament des Prinzen, ganz in gesetzmäßiger Form freilich, blieb ihnen der ärgste Anstoß, da es unnatürlich schien, daß ein so junger feuriger Mann schon an eine so ernste Pflicht aus freiem Antrieb hätte denken sollen. Dieses Testament ernannte Afanasia, wie wir schon erwähnt, zur Universalerbin. Ohne diese Ernennung würde man diesen Todesfall nicht auffallend gefunden haben, jetzt ließen sich indeß verschiedene Motiven denken, welche den Prinzen bewogen, so zu handeln. Die offenbare Weigerung, zu seiner Familie zurückzukehren, schien ebenfalls von Afanasia oder deren Mutter ausgegangen zu sein, die Kinderlosigkeit der Ehe, welche Afanasia den Anspruch auf ein so großes Erbe entzog, fiel mit

diesen Schlüssen zusammen und die römische Phantasie hatte folgerichtig Verbrechen aus Habsucht herausgefunden. Paolo's Vater hatte Zutritt zu Afanasia gesucht, der strenge Befehl des Arztes, Niemand zu ihr zu lassen, verwehrte ihm diesen Besuch, und wir sehen den ein Verbrechen ahnenden Römer, nachdem der Sterbenden die Sakramente ihrer Kirche verabreicht worden waren, das Zimmer derselben betreten, als sie dem Notar nochmals ihren letzten Willen verkündigt, daß Abbé Bernard der alleinige Testamentsvollstrecker und zugleich Curator ihrer unglücklichen Tochter sein solle. Durch ihn soll das Erbtheil an ihre noch lebenden Kinder in Rußland ausgezahlt werden. Der Argwohn des zornigen Römers sieht nun auch in dem Abbé einen Theilnehmer an dem muthmaaßlichen Verbrechen an seinem Sohne. — Indem die Diener den alten wüthenden Fürsten, der selbst die Nähe des Todes nicht scheute, um seinem Argwohn Luft zu machen, schon bis zur Thüre gebracht haben, öffnet sich diese, und Afanasia, bleich und geisterhaft, tritt ein. Sie trägt ein weißes Kleid von Seide — es ist dasselbe, das sie an dem Tage der Rache trug, aber es ist kein Festkleid mehr, der Glanz ist aus diesem kostbaren Stoffe gewichen, wie der Glanz der Unschuld von ihrer Seele; wie diese mit einem gräßlichen Verbrechen befleckt ist, so ist auch dieser ursprünglich blendend weiße Stoff grau und fleckenreich geworden, des Atlas feine Fasern hängen wie zerrissene Franzenbüschel daran oder als wäre es mit Marabuts besetzt. Sie trägt es stets. Obwohl ihr Geist verdunkelt und das

Roth der Gesundheit von ihren Wangen entschwunden ist, so ist ihre Schönheit doch nicht erloschen — es ist keine ruinirte Gestalt, vielmehr eine imponirende, deren geisterbleiches Aeußere, da es noch so schöne Formen hat, zur innigsten Rührung stimmte. Ein tiefer Ernst fesselte die ehemals lächelnden Züge, man würde sie für eine Kranke halten, verriethe nicht der wirre, glanzlose Blick ihrer Augen den Zustand ihres Geistes. So bleibt sie auf der Schwelle des Zimmers stehen, Xenie, die sie keinen Augenblick verläßt, steht hinter ihr, die größte Angst ausdrückend. Abbé Bernard, dessen Blick zufällig nach der Thüre gewandt ist, erkennt sie — eine leichte Bewegung des Schreckes überfliegt seine gewöhnlich in strengster Beherrschung gehaltenen Züge, er fürchtet, daß hier eine Scene sich entspinne, die ein Verbrechen ans Tageslicht zieht, welches ihm die Curatel über die Wahnsinnige entreißt. Er macht den neben ihm stehenden Arzt aufmerksam. Afanasia steht immer noch auf der Schwelle — dem alten Fürsten ist der Ausgang versperrt und der Zufall macht ihn zum Zeugen von Afanasia's Wahnsinn. Er muß Zeuge bleiben, um seine Hoffnung, einen Argwohn gerechtfertigt zu sehen, den er fest in seinem Kopfe trägt gänzlich aufzugeben. Daß ein Verbrechen Paolo's Tod veranlaßte, ist der Abbé so fest überzeugt, als von dem Athemzuge, den er in demselben Augenblicke thut. Sein Scharfsinn hat ihn auf den rechten Weg geführt — es ist die Todsünde des Zornes, welche hier ihre vollständigste Entwickelung erlangt hat, obgleich er nur ahnt, daß der

Prinz das Opfer einer Vergiftung ward. Bernard geht auf Afanasia zu, ergreift sie sanft bei der Hand und führt sie ins Zimmer.

„Bleiben Sie, Durchlaucht, — Sie sehen hier Ihre unglückliche Schwiegertochter!" sagte er leise zu dem alten Fürsten im Vorbeigehen.

Afanasia hat die Hand an die Stirn gelegt, sie scheint nachzusinnen, wo sie sich befindet, dann wirft sie den Blick überall umher, das Zimmer ist ihr fremd — auch die Menschen sind es ihr.

„Wo ist er denn?" fragt sie.

„Wer, Prinzeß?"

„Nun er, hat mirs geträumt, daß er hierherkommen würde? Er kann Vieles nicht vergessen."

„Prinzeß, Sie befinden sich in dem Zimmer Ihrer gnädigen Mama," sprach der Abbé, der diesen Gegenstand sehr ungern berührt sah.

„Nicht im Pavillon?"

„Sie scherzen, wer sind Sie denn?"

„Kommen Sie, Prinzessin," sprach der Abbé, der bemüht war diesen Auftritt wo möglich so zu wenden, daß dem alten Fürsten jede Hoffnung verloren ging, irgend eine günstige Erkenntniß zu fassen — „hier ist Ihre gnädige Mama — sie ist krank — treten Sie zu ihr."

Willenlos folgte Afanasia.

„Was thun Sie, Abbé?" flüsterte der Arzt.

„Lassen Sie mich — man muß wagen, um zu gewinnen!“

Man machte Platz am Bette der Fürstin Mutter — Afanasia schien durchaus keine Gedanken darauf zu haben, sie stand unbeweglich, sie erkannte die Mutter nicht.

„Ihre Tochter ist hier — sprechen Sie noch mit ihr, wenn Sie können, Gnädigste,“ sprach Bernard.

Die Sterbende hatte bis jetzt die Augen geschlossen, der furchtbare Angriff, der auf ihre Ehre in dieser letzten Lebensstunde gemacht worden war, schien die schon vergehenden Lebenskräfte noch einmal zur Thätigkeit in ihr angeflammt zu haben. Sie schlug die Augen auf, ihr Blick fiel auf das farblose Gesicht Afanasia's, welche so gleichgiltig, theilnahmlos über sie hinstarrte.

„Ach, mein Kind! — meine Afanasia!“ rief sie und ergriff mit ihrer kalten abgezehrten Hand die Afanasia's. Die Kälte in der Hand der Sterbenden, die Stimme derselben schien einen erschreckenden Eindruck auf die Wahnsinnige zu machen, sie trat einen Schritt zurück, ihre wirren Blicke richteten sich auf das fahle Leichenantlitz der sterbenden Mutter — die Erinnerungsfähigkeit schien bei ihr zu beginnen.

„Kennen Sie Ihre gütige Mama nicht?“ fragte der Abbé.

Ein leichtes Lächeln glitt über Afanasia's Gesicht. „Gewiß,“ antwortete sie, „sie war sehr gut.“

„O mein Kind,“ sagte die Sterbende, „Gott ist mir gnädig, er läßt mich von Dir Abschied nehmen.“

„Kommen Sie nicht wieder? ach ja, wir wollen fort aus Paris — weit fort von hier — ich sehe ihn immer.“

„Mein Kind!“ sprach nach einer Weile die Fürstin, sich mit der letzten Kraft aufrichtend, „ich sterbe, ich stehe bald vor Gott — Afanasia, sammle Deine Sinne, ich flehe Dich an — denke jetzt nur an Deine Mutter, die in Schmach und Kummer sterben muß.“

Afanasia's Blicke wurden milder — sie hatte die Stimme der Fürstin Mutter lange nicht gehört, da diese über drei Wochen schon krank lag und man auf den Rath des Arztes die Wahnsinnige von ihr entfernt hielt — diese Stimme, deren Laut aus ihren glücklichen Tagen sich fest in ihrem Gehör, in ihrem Herzen gehalten zu haben schien, schlug wie eine schlummernde Saite in ihrem zerstörten Geiste an.

„Sterben?“ sagte sie sinnend — „nein, nicht sterben — der Tod ist gräßlich — ich habe ihn sterben sehen — ha! damals!“

Der Abbé wurde unruhig — man hatte um das Bette einen Halbkreis geschlossen, Alle schienen zu ahnen, daß ein Geheimniß in der Wahnsinnigen Erinnerung schwebe. Wenn es möglich war, diese Erinnerung so anzuregen, daß sie zum deutlichen Ausdruck wurde, dann sah man dies Geheimniß entschleiert.

„Erhitzen Sie doch nicht die Einbildung der Prinzeß mit solchen traurigen Bildern,“ sagte der Abbé.

„Nein, lassen Sie mich gewähren,“ antwortete diese, „ich will nicht sterben, ohne von der schweren Schmach eines Vorwurfs, wie mir gemacht worden ist, mich und mein Kind gereinigt zu sehen. Ach, mein Gott, gieb mir Kraft ... gieb mir Kraft! nur noch so lange, bis ich ihren Geist zur Klarheit erweckt habe.“

Afanasia hatte ruhig wie früher da gestanden, ihre Hand lag in der ihrer Mutter, ihr Antlitz war auf die Brust herabgeneigt, doch blieb es von Niemand unbeachtet, daß ein auffälliger Wechsel ihrer Gesichtsfarbe eingetreten war, eine erhöhte Lebhaftigkeit ihrer Züge. Nach einer Pause fragte die Fürstin Mutter:

„Afanasia, hörst Du mich?“

Jeder vernahm ein deutliches, obgleich leises „Ja!“ als Antwort.

Abbé Bernard faßte die Wahnsinnige bei der Hand, um sie von dem Bette wegzuführen.

„Ich kann es nicht zugeben, daß Sie sich in diesem Augenblicke, wo Sie bald vor dem Richterstuhle Gottes stehen werden, mit irdischen Dingen quälen,“ sagte er.

„Entreißen Sie mir das Bewußtsein nicht, daß ich und sie gereinigt erscheinen von aller Schuld des schändlichen Verbrechens, das man uns andichtet,“ rief die Fürstin Mutter, und als fühle sie sich noch einmal in voller Kraft, richtete sie sich zur sitzenden Stellung auf ihrem Lager in die

Höhe; durch diese Anstrengung zog sie, da sie sich an Afanasia's Hand festhielt, diese ganz zu sich herüber, so daß unwillkürlich Beider Gesichter an einander zu ruhen kamen.

Thränen des ungeheuersten Schmerzes stürzten aus den brechenden Augen der Sterbenden, die ihre Tochter so fest umschlungen hielt, daß selbst der letzte Krampf, mit dem der Tod seine Beute auszustrecken pflegt, nicht im Stande war, ihre Arme von Afanasia loszumachen, — diese sank mit der eben verschiedenen Mutter in der unzertrennlichen Umarmung in die Kissen — die Fürstin Mutter hatte den letzten Schmerz mit Thränen zu Ende gekämpft — eine tiefe Stille folgte — der Anblick war ergreifend gewesen. In dieser Stille hörte man plötzlich Afanasia sprechen:

„Ja ... ja ... ich habe ihn sterben sehen ... Niemand weiß es, daß ich ihm Gift reichte ... Niemand ... Niemand ... Dir kann ich es sagen ... nur Dir.“

„Prinzeß!“ rief der Abbé sich von dem Schreck ermannend, den ihm dies offene und unerwartete Geständniß eingejagt hatte.

„Schweigen Sie!“ befahl ihm der alte Fürst, indem er den Abbé hart an der Brust faßte, „fürchten Sie für sich?“

„Mein Herr.“

Afanasia richtete sich von den lauten Stimmen erweckt, aus den erkaltenden Armen der Leiche ihrer Mutter auf, ihr stierer Blick traf den Abbé — sie erkannte ihn, der Wahnsinn hatte, wie es schien, in den Thränen der Verschiede-

nen einen Ableiter gefunden, ihre Erinnerung war kräftig geworden, aufgeschreckt ihr Geist, die nächtliche Decke, die ihn bis jetzt verhüllt hatte, zerrissen. Sie schien nicht zu bemerken, daß sie von mehren Personen umgeben war, sie sah nur allein auf den Abbé.

„Sie sind Schuld an dem, was geschehen," sagte sie, „Sie haben ihn mir durch Ihre Doppelzüngigkeit entrissen — ich klage Sie meines Verbrechens an — Sie! — Sie!"

Der alte Fürst rief nun mit einer triumphirenden Stimme:

„Ein Verbrechen also? Ihr habt es Alle gehört, Ihr werdet Zeugenschaft ablegen."

Dann wendete er sich rasch zu Afanasia mit den Worten:

„Ich bin Paolo's Vater, erkennen Sie mich, Afanasia? Sie haben mich bei Ihrer Vermählung mit meinem Sohne gesehen."

„Ja!" antwortete Afanasia — „ich erkenne Sie."

„Sie erkennen mich, sie ist also nicht wahnsinnig!" rief der alte Fürst. „Sie haben ihm Gift gereicht — Sie sind die Mörderin Ihres Gemahls, meines Sohnes!"

Afanasia schlug mit einem lauten Schrei beide Hände vors Gesicht, sie brach in einen Strom von Thränen aus und war so erschüttert, daß man sie fortbringen mußte. Man hatte die vor wenig Augenblicken Verstorbene vergessen,

dies neue Ereigniß knüpfte die Aufmerksamkeit der Lebenden an die Lebenden.

„Ich zweifle, daß Sie ein Testament zu vollstrecken haben werden," sprach der Fürst zum Abbé. — Dieser zuckte die Achseln und schwieg.

„Dupaigne," flüsterte der Letztere nach einer Weile dem Arzte zu. Die Prinzeß ist wahnsinnig, nicht wahr?" —

„Nein, sie ist — —"

„Morgen muß sie wahnsinniger als je sein, verstehen Sie?"

Der Arzt nickte bejahend.

Dankbarkeit.

Die Papiermachéfabrik des Herrn Keroly war, wenn man ihre Existenz seit der Zeit ihrer Gründung in der Nähe des Thronplatzes anschlug, allerdings ein neues Etablissement, denn sie bestand erst ein oder anderthalb Jahr in dieser Gegend der Stadt; indeß hatte Herr Keroly, ehe er sich in der Vorstadt Saint Antoine einbürgerte, bereits dasselbe Geschäft, wenn auch nicht in solchem Maaßstabe, wie jetzt, am Platz Europa betrieben. Damals freilich verdiente es nicht den wohlklingenden Namen Fabrik — man sagte sogar, Herr Keroly sei fast bankerott gewesen und hätte sich genöthigt gesehen, seine wenigen Arbeiter, wegen Mangel an Beschäftigung, zu entlassen. Welche Hilfe diesem ruinirten Mann wieder empor geholfen, blieb ein Geheimniß, Niemand fand sich bewogen, darnach zu forschen, Herr Keroly trat Niemand in den Weg und schien sich auch wenig um andere Leute zu kümmern. Er war ein stiller, verschlossener Mann, — seine Arbeiter bekamen

ihn selten zu sehen. Ein altes Inventarium befand sich aus früheren Zeiten bei ihm, ein redlicher alter Mann, den man insgemein Vater Lamorte nannte. Allen gefällig, still und freundlich hatte er keinen Feind unter allen Arbeitern. Vater Lamorte war ein Siebziger, seine Kräfte sehr gering, höchstens zu ganz leichten Arbeiten tauglich. Von Seiten Herrn Kerolys schien es eine Art Pietät zu sein, diesen alten schwachen Greis unbehindert in Brot und Lohn wie vordem zu lassen. Vater Lamorte hatte keine Familie, aber eine seinen hohen Jahren beinah gleichstehende Frau, und man hörte ihn manchmal mit großer Hoffnung sagen:

„Wenn ich auch vor meiner Alten abmarschiren sollte, so denke ich, wird Herr Keroly ein Uebriges an ihr thun — er ist sehr gut, er wird nicht vergessen, daß ich schon bei seinem Vater gearbeitet und mit ihm schlechte Tage durchgemacht habe.“

Eines Tages wurde diese Hoffnung plötzlich zertrümmert. Der Werkführer kündigte dem alten Lamorte an, daß er aus der Fabrik des Herrn Keroly mit Ende dieser Woche entlassen sei.

„Das ist ein schlechter Spaß, Mr. Belhomme, den Sie sich mit mir erlauben,“ sagte Lamorte — „Herrn Keroly sieht so etwas nicht ähnlich — was sollte aus mir werden, was aus meiner Alten? Schämen Sie sich, Mr. Belhomme, einen alten Mann, der gerade noch einmal so alt als Sie ist, zu ängstigen.“

Dieser Auftritt den wir zur Erklärung der fol-

genden, damit zusammenhängenden Ereignisse schildern müssen, geschah unzarter Weise in Gegenwart der meisten Arbeiter in der Kerolyschen Fabrik, unter denen sich auch Innocent befand.

„Sehen Sie, man lacht Sie des ungeschickten Spaßes willen aus, Mr. Belhomme," fuhr der alte Arbeiter fort, auf seine jüngern Kameraden deutend.

„Es ist Ihr eigner Schade, Lamorte,, wenn Sie die Sache für Spaß nehmen," antwortete der Werkführer ruhig, „hier haben Sie von Herrn Keroly den mir ertheilten Auftrag schriftlich. Es thut mir leid dessen Vollstrecker sein zu müssen."

Der alte Lamorte hatte ein Blatt, auf welchem noch mehre andere Dinge, Arbeiter betreffend, verzeichnet waren, von Belhomme genommen und las nun mit zitternder Stimme die kurze Anweisung: „Der Arbeiter Lamorte ist wegen Unfähigkeit aus Altersschwäche zum Ende der Woche entlassen und haben Sie ihm dies heute anzukündigen."

Dem alten Arbeiter entsank das Blatt, er war lange nicht im Stande ein Wort hervorzubringen, dann aber, als die Besinnung sich gleichsam unter dem harten Schlage hervorarbeitete, brach er in einen Strom von Thränen aus.

„Mein Gott — siebenzig Jahre alt — keine Kraft mehr in den Knochen — vierzig Jahre bei Keroly Vater und Sohn in Arbeit — Gutes und Schlechtes mit durchlebt —

und jetzt unfähig, unbrauchbar fortgestoßen!" jammerte der Alte.

„Haben Sie nichts gespart in der langen Zeit, wo Sie ununterbrochen bei dem Herrn und früher bei seinem Vater arbeiteten?" fragte Belhomme.

„Wie wäre das möglich gewesen?" entgegnete Lamorte, „der Lohn gering — eine kranke Familie von zehn Kindern, die nicht nur erhalten, gepflegt und begraben sein mußten, denn sie sind gestorben — wo soll da eine Ersparniß herkommen, — ich habe gerade nicht gehungert, das ist das Einzige."

Belhomme zuckte die Achseln.

„Nein, Herr Keroly kann nicht so undankbar gegen einen alten treuen Arbeiter sein," sagte Innocent, „man hat Sie vielleicht angeschwärzt oder war es eine schlechte Laune von ihm? — Wir werden eine Bitte für Sie einlegen, guter Lamorte. — Parbleu! siebenzig Jahre! — der Mann müßte ja verhungern mit seiner Frau — er kann ja nichts mehr verdienen."

Alle stimmten ihm bei. Der Zufall führte Herrn Keroly an diesem Tage in die Fabrik, er ging mit dem Rechnungsführer durch die Arbeitslocale, er schien sehr verdrüßlich.

„Herr Keroly," sagte der alte Lamorte, indem er sich die Augen trocknete, „Sie haben mir gekündigt — das ist doch nicht Ihr Ernst — ich bin bei Ihrem Herrn Vater und bei Ihnen an vierzig Jahre zusammen — Sie wissen,

daß ich mir nichts habe zurücklegen können — ich müßte ja verhungern mit meiner Alten, wenn ich keinen Verdienst mehr hätte, — mein Gott, das werden Sie nicht wollen, Herr Keroly."

„Ich muß mein Interesse im Auge haben," antwortete der Fabrikherr kurz, „es wäre eine unbillige Forderung, wenn ich die Leute, die nichts mehr zu leisten in Stande sind, bis an's Ende versorgen müßte."

„Es wäre eine Seltenheit, Herr Keroly," nahm Innocent im edelsten Eifer das Wort, „die Arbeiter erreichen selten solch ein hohes Alter wie Vater Lamorte, sie sind in der Regel auch nicht so lange in einer Fabrik, um den Herrn derselben zu einer so rein menschlichen Handlung zu verpflichten — Vater Lamorte indeß ist bei Ihnen alt geworden — vierzig Jahre —"

„Schweigen Sie," unterbrach ihn Keroly — „Niemand hat Ihre Meinung zu wissen verlangt, reden Sie erst dann, wenn man Sie auffordert."

„Ich werde unaufgefordert sprechen, wenn es gilt, Unterdrückten beizustehen," rief Innocent, „ich rede für alle Arbeiter, mein Herr — finden Sie sich getroffen, daß ich Ihnen die größte Undankbarkeit vorwerfe, die Sie gegen diesen alten braven Mann ausüben — was bleibt ihm denn übrig, als Kohlendampf oder ein Schluck Seinewasser, wenn er nicht verhungern will?"

„Sie vergessen die Achtung, die Sie mir als Ihrem Brotherrn schuldig sind," sprach Keroly.

„Sie vergessen Ihre Selbstachtung, mein Herr, indem Sie Ihren vierzigjährigen Arbeiter wie einen nutzlosen Lumpen bei Seite stoßen!" rief Innocent heftiger, „Sie verachten die Arbeiter, die Ihnen das Brot verdienen — ja, Sie verachten sie — und was wären Sie und alle die reichgewordenen Fabrikbesitzer ohne die Hände der verachteten Arbeiter?"

Keroly wies ein verächtliches Lächeln und schritt dann mit dem Rechnungsführer aus dem Zimmer. Innocent eilte ihm nach und hielt ihn an der Thüre zurück.

„Herr Keroly, seien Sie nicht unbarmherzig, behalten Sie den alten Vater Lamorte, üben Sie ein gutes Werk, alle Arbeiter werden Sie dafür segnen."

„Lassen Sie mich, junger Mensch — es bleibt bei meinem Worte!"

Keroly entfernte sich mit dem Rechnungsführer. Innocent blieb bestürzt über diese Härte an der Thüre stehen, welche die sich Entfernenden zugeworfen hatten. Der alte Lamorte ging auf ihn zu.

„Verlieren Sie kein Wort mehr um meinetwillen, guter Innocent," sagte er mit Thränen, „Sie verlieren Ihre Arbeit darum — um einen alten unbrauchbaren Mann, für den es besser gewesen wäre, er hätte sich mit dem letzten seiner Kinder ins Grab gelegt, als erst die Hilfe des Kohlendampfes in seinen hohen Jahren in Anspruch nehmen zu müssen."

Innocent war zu sich gekommen.

„Ich erkläre Euch Alle für ehrlos, wenn Ihr noch eine Minute länger in dieser Fabrik arbeitet, wo man Euch wie Hunde betrachtet, die man, wenn sie nicht mehr ziehen können oder zu alt zum Wachen sind, mit Füßen von sich stößt und sie des Futters nicht mehr werth achtet!" rief er, „ja, ehrlos seid Ihr, ehrlos, wenn Ihr das duldet. Wir sind eine Masse, eine Corporation, zeigen wir diesen fühllosen Menschen, die sich von unserm Fleiß ernähren, die sich mästen von unserm Schweiße, daß wir keine Puppen, keine Sclaven sind, zeigen wir durch plötzliches Aufhören mit der Arbeit diesem Undankbaren, daß er nur durch uns lebt. Der Arbeiter ist die Seele des Staates, der Gesellschaft. Wohlan, meine Freunde, geben wir ein schlagendes Beispiel von Energie, von Willenskraft allen redlichen Arbeitern, allen denen, die uns verachten, weil wir arbeiten, um zu leben. Wenn Ihr alt werdet wie Vater Lamorte — nun Ihr habts gehört, was Euch dann bevorsteht: der Hungertod — Verachtung — Kohlendampf — ein Strick oder ein Bad in der Seine."

„Er hat Recht," rief Nicolet beipflichtend, „Innocent Perigord hat Recht, man behandelt uns wie Hunde, stehen wir zusammen, dann muß es anders werden, es muß! — Ich arbeite keinen Strich mehr — Vater Lamorte muß in der Fabrik bleiben!"

So sehr auch Innocent den etwas verwachsenen Nicolet als einen hämischen Menschen verachtete, so sehr bereute er jetzt bei dem von diesem ausgesprochenen Mitgefühl

gegen den alten Lamorte, seine Abneigung. Er umarmte ihn.

„Nicolet," sagte er aufrichtig, „ich habe Dich bisher falsch beurtheilt, es thut mir leid, Du bist ein guter Mensch, — Dein Herz ist gut — wenn Du je meiner Hilfe bedarfst, dann rechne auf mich."

Nicolet's Beispiel entflammte alle Arbeiter, sie fühlten es, Innocents Worte waren Blitze gewesen, die in ihrem Herzen zündeten. Ehe eine halbe Stunde vergangen war, befand sich von den vierzig Arbeitern dieser kleinen Fabrik keiner mehr in derselben — man hatte Feierabend gemacht, wie es in dem technischen Wörterbuch der Arbeiter heißt.

Dies Ereigniß konnte der Behörde nicht entgehen, den Willen der Arbeiter, bei Herrn Keroly nicht mehr zu arbeiten, konnte man nicht beschränken — zu arbeiten oder zu hungern steht in Jedermanns Belieben; aber man untersuchte schweigend diese Revolte, um die Haupträdelsführer kennen zu lernen und sie bei etwaiger passender Gelegenheit speciell als Ruhestörer in Aufsicht zu nehmen. Der Hunger, die Noth thaten Wunder, man schien eine schweigende Verabredung getroffen zu haben, keinem der Revoltanten Arbeit zu geben, die Ermangelung des nöthigen Attestes schreckte jeden Arbeitgebenden zurück; ehe noch die Woche zu Ende war, befanden sich alle Arbeiter in der möglichsten Anspruchslosigkeit wieder an den Werktischen des Herrn Keroly.

Innocent allein fehlte und der alte Lamorte, der, wie es hieß, einen barmherzigen Menschen gefunden habe, der sich seiner traurigen Lage angenommen. Nicolet selbst, das erfuhr Innocent, hatte den Emissair in Herrn Kerolys Angelegenheit gemacht, die in dessen Fabrik einmal eingerichteten Arbeiter wieder in dieselbe zurück zu führen.

Innocent stand ohne Arbeit da, in einer doppelt schwierigen Lage, ohne Verdienst zu sein und die schwere Pflicht der Abzahlung der zweihundert Francs auf sich lastend zu wissen. Mit welchem Unmuth, mit welcher Verachtung blickte er auf diese wortbrüchigen Menschen, die ihre Ehre, ihre Willenskraft dem Verdienst einiger lumpigen Francs hingeopfert; wie engherzig waren sie; ihr eignes Wohl ging ihnen über Alles, ein edler Eifer war nichts in ihren Augen. Keiner erinnerte sich mehr an den alten Lamorte, an die Ursache der Empörung, die ihre heiligsten Interessen verletzte. Diese Trägheit war himmelschreiend, sie war eine Todsünde, die im Stillen fortwuchert. Wenn sich Innocent aber fragte: „Welchen Dank hast Du erlangt, daß Du Dich zum Vertheidiger der Interessen dieser Menschen, zum Verfechter der in den Staub getretenen Menschheit aufwarfst?" dann mußte er sich freilich gestehen, daß er für sein edles Wollen, für seinen Eifer, — nur Hunger und Kummer geerntet, daß er sich brotlos gemacht und selbst geschadet habe. Eine traurige Wahrnehmung, die sich leider tagtäglich wiederholt. Der Vertheidiger der Unterdrückten ist zwei großen Nachtheilen ausgesetzt, dem Haß der Unterdrücker und

was tausend Mal trauriger ist, dem Undank der Unterdrückten.

Innocent besuchte den Pater Hilaire, natürlich kam auf diesen Gegenstand die Rede.

„Sie haben eine bittere Erfahrung gemacht, Innocent,“ sagte dieser, „Sie thun mir leid, aber es freut mich auch zugleich, daß Sie sie gemacht haben. Sie werden allmählig zu der Erkenntniß gelangen, daß ich Recht habe, wenn ich behaupte, die Tugenden der Menschen sind Zufälle, der Argwohn allein die beste Stütze für die Klugen. Man muß selbstsüchtig, selbstliebend werden, Alles neben sich verachten, um das Leben zu erfassen, wie es erfaßt sein muß.“

Innocent lächelte.

„Sie glauben an keine Dankbarkeit,“ sagte er; „wenn ich diesen Glauben erst verloren habe, dann ist es Zeit, engherzig zu sein, jetzt habe ich noch die Liebe Marions, gewiß, sie liebt mich.“

„Vertrauen Sie so fest auf dieses Mädchen?“ fragte Hilaire.

„Felsenfest, hochwürdiger Vater, Marion kann nicht lügen, ihre Seele ist so rein wie das Wasser in diesem Glase.“

„Warten Sie,“ sprach Hilaire, „wir wollen sehen, ob der Vergleich paßt.“

Er nahm ein Mikroskop aus dem Sekretair und goß einen Tropfen Wasser auf den Boden einer leeren Untertasse.

„Betrachten Sie diesen Tropfen genau durch dies Instrument.“

Innocent that es.

„Mein Gott, das lebt, das bewegt sich tausendfüßig,“ sagte er erschrocken.

„Und das ist nur ein einziger Tropfen,“ bemerkte der Pater.

Innocent fühlte die Logik, welche in dieser Bemerkung lag, sie ergriff ihn mit Eiseskälte.

Hiermit war dieser Gegenstand während des Besuches bei Hilaire gänzlich geendet. Hilaire berührte ihn nicht mehr, der Eindruck, den der Blick durchs Glas als Vergleich auf die Reinheit von Marions Seele auf Innocent hervorgebracht, konnte ihm nicht entgehen.

„Und was werden Sie nun beginnen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich weiß es noch nicht,“ antwortete der junge Arbeiter zerstreut, „es wird sich wohl etwas finden.“

Der Besuch war sehr kurz, Innocent verließ den hochwürdigen Vater sehr mißgestimmt.

Bei seinem aufgeregten Gemüthe mußte der Argwohn, den Pater Hilaire nicht ausgesprochen, der aber in dem durch's Glas besehenen und vergrößerten Tropfen nur zu deutlich an Innocents Herz griff, einen fruchtbaren Boden finden. Marions Bild mit dem sanften leidenden Ausdruck in den Zügen vermochte nicht ein Gefühl von Beleidigtsein bei ihm zu unterdrücken, eine schmerzhafte Krän=

kung, je länger er nachsann. Marions Benehmen gegen ihn seit dem Tage, wo er die Fabrik verlassen, war kälter, wenigstens glaubte er jetzt diese Bemerkung, aufgestachelt durch den ihm von Hilaire beigebrachten Argwohn, zu machen. Ein krankhafter Reiz zum Zorn erfaßte ihn, der ihn auch sobald nicht verließ. Selbst das Nothwendigste, was er jetzt zu überlegen hatte, seine eigene Existenz vergaß er bei dem Gedanken an eine Täuschung seines Vertrauens auf Marion.

Innocent war zu stolz, um vom Abbé Bernard oder Hilaire Almosen zu seinem Lebensunterhalte zu erbitten, er fühlte Kraft in sich, sein Brot zu verdienen, ohne die Beihilfe Anderer. Er ging zu Caussaides. Der Zufall führte ihn zu einem jener Auftritte, welche seit jener Zeit, als die Familie sich in verbesserter Lage befand, bereits öfterer stattgefunden hatten.

Der alte Caussaide besuchte den nahen Liqueurladen sehr oft, und das Resultat dieser Besuche war für die Familie jederzeit ein Unglück, eine Ursache zu den unangenehmsten Störungen des Friedens. Es war zur Abendzeit, Marion kam gewöhnlich gegen die Dunkelheit nach Hause von der Arbeit. Sie war kurz vor Innocents Eintritt von der Arbeit gekommen. Marion war nicht mehr das in das dürftigste Gewand gehüllte Mädchen, sie trug ein kornblumblaues Kleid, einen unechten Shawl, den sie von Madame Lagrange zum Geschenk erhalten zu haben vorgab, ein niedliches Häubchen von feinem Tüll mit zwei kleinen

kaum der Knospe entsprungenen Rosen an der Seite. Marion sah sehr hübsch aus, der sanfte, leidende Ausdruck ihres etwas blassen Gesichts contrastirte sehr angenehm mit dem, wenn auch künstlichen frischen Leben der beiden Rosen an einer ihrer Wangen.

Etienne stand außen an der Thür.

„Gehen Sie nicht hinein, Mr. Innocent,“ sagte der Knabe, „der Vater hat den Schwindel, hören Sie nur, wie böse er ist!“

In der That hörte Innocent den alten Caussaide spektakeln, der Wachholder braus'te in dem Gehirn dieses von dem früher ausgestandenen Hunger und Kummer entkräfteten und geschwächten Mannes.

Innocent ließ sich nicht abhalten, er trat ein. Caussaide hatte den Rock auf die Erde geworfen und stand in Hemdsärmeln da — das Gesicht glühroth und verzerrt. Seine Frau und Marion hielten ihm die Arme, sein Rausch war ein tobender, jähzorniger.

„Tausend Hagelwetter, was haltet Ihr mich — denkt Ihr, ich könne nicht stehen, — weg da, sonst setzt's Omeletten!“ schrie er, „Herr Ricautlier soll leben, hoch! — weg da, ich mag nichts von Euch wissen, gar nichts mehr — Ihr seid Kröten!“

Caussaide zog beide Arme an die Brust heran, eine Bewegung, der Marion und ihre Mutter unwillkürlich folgen mußten, dann schleuderte er Beide, die eine auf diese, die andere auf jene Seite an die Wand.

„Ach Mr. Innocent, helfen Sie mir Frederic mit in Ruhe bringen!" rief die Frau, da sie Innocent erblickte.

„Ist der Spion da?" schrie Caussaide, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Sie sollten sich schämen, Mr. Caussaide ..."

Dieser ließ Innocent nicht zu Worte kommen.

„Hinaus aus der Stube, hier bin ich Herr, Niemand hat mir etwas zu befehlen, Niemand!"

„Sie werden sich jetzt ruhig verhalten!" sagte Innocent nachdrücklich, indem er ihn bei beiden Schultern faßte.

„Nein, das werde ich nicht, das nicht, ich will doch sehen, wer sind Sie denn? he! ein entlaufener Arbeiter, den Herr Keroly aus der Fabrik stieß, weil er Revolutionaire nicht brauchen kann."

„Sie sind ein Unverschämter!" entgegnete Innocent ihn zusammendrückend, daß er nicht schlagen konnte. „Sie sind ein Säufer, der keiner Wohlthaten werth war."

Dieser Vorwurf schien den alten Caussaide außer sich zu bringen.

„Was? was?" schrie er, „ich ein Säufer? — ich? hinaus! — fort! — ich rufe die Polizei zu Hilfe — man will mich ermorden, — ja, Sie — Sie greifen nach meinem Leben, — ich soll Hund sein wegen der paar lumpigen Francs, — ich bin Ihnen keinen Dank schuldig — gar keinen."

Innocent wollte ihm die Hand auf den Mund legen, Caussaide aber gelang es, durch eine Wendung sich zu ent-

reißen, Innocent stolperte — Caussaides Wuth war thierisch, er faßte mit der Faust in die Halsbinde seines jungen Retters, und würde diesen erdrosselt haben, wären nicht Marion und Frau Caussaide herbei gesprungen und hätten den trunkenen alten Mann mit Aufbietung aller Kräfte von Innocent losgerissen. Caussaide verfluchte seine Familie, er gab ihnen die entehrendsten Namen, Innocent entging eben so wenig dieser Gemeinheit, bis endlich die physische Schwäche den Rausch besiegte und ihn sinnlos und keuchend niederwarf.

Marion führte Innocent aus der Stube.

Innocent war wirklich so bestürzt, daß er eine Zeit lang unfähig war, zu sprechen.

„Morgen, wenn er ausgeschlafen hat, weiß er von nichts," sagte Marion nach einer Pause.

„Ich werde morgen und künftig nicht mehr wieder kommen," antwortete Innocent, „Marion, ich gestehe Ihnen, ich verliere den Glauben an die Menschen — und ich bin noch so jung!"

Eine Pause folgte.

„Er nannte Jemand, den er hoch leben ließ," fuhr Innocent fort, „wer ist das?"

„Ich weiß es nicht," sagte Marion halblaut. Die tiefe Dämmerung verhüllte ein schnell über ihr blasses Gesicht hinhuschendes Roth.

Wieder folgte eine Pause.

Innocent hielt Marion bei der Hand, sie fühlte sie

zittern. Es schien, als ob die Aufregung, die der junge Arbeiter nicht zu beherrschen vermochte, die ihn geistig und körperlich durchfieberte, eine Reue in ihr hervorrief.

Marion gehörte noch nicht zu denen, welche so tief gesunken sind, um der Reue über eine von ihnen begangene Ungerechtigkeit ihr Herz zu verschließen. Sie fühlte es, wie sehr sie sich an Innocent versündigte, an diesem aufrichtigen Herzen, von welchem sie so sehr geliebt wurde. In diesem Augenblick, wo die Reue über die Verirrung aus Eitelkeit siegte, war sie ganz wieder das unschuldige Wesen, dessen Einfachheit Innocent so sehr angezogen. Seine Worte: „Ich verliere den Glauben an die Menschen," waren ein tiefer und schmerzlicher Vorwurf für sie, eben weil er, ohne daß Innocent es nur ahnte, auch sie mit einschloß.

„Was ist Ihnen, guter Innocent? Sie zittern — mein Gott!"

„Marion," antwortete der junge Arbeiter, „das Herz will mir aus der Brust heraus. Ich muß mit Ihnen reden, Sie sind meine Hoffnung, Sie allein! Denken Sie, Marion, ich bin von Allen zurückgestoßen, von Allen mit Undank belohnt, von Allen vergessen!"

Innocent schwieg eine Weile, sie hörte ihn tief Athem schöpfen, dann fuhr er fort zu sprechen:

„An Sie, Marion, glaube ich noch, Sie — nein, es ist unmöglich, Sie können nicht falsch sein. Ich hatte eine schöne Hoffnung, glaubte als Arbeiter bei Herrn Keroly in einigen Jahren ein kleines Sümmchen zu erwerben und

dann mit Ihnen zu leben. Ich habe Sie nicht im Treiben der Tanzsäle kennen gelernt, — ich möchte keins von den Mädchen, die sich dort herumdrehen — nein, sie sind falsch, nur vergnügungssüchtig, sie haben keine Seele — jetzt, Marion, bin ich arm geworden, ärmer wie Sie, denn ich habe eine schwere Schuld abzuzahlen und keinen Verdienst."

„Eine schwere Schuld?" unterbrach ihn Marion, „Innocent, kann ich Ihnen beitragen helfen? von meinem Verdienst jede Woche."

„Nein, Marion, das würde mich drücken, es war thörigt, daß ich davon sprach, lassen wir das. Aber ich bin arm, sehr arm, ich werde es vielleicht noch lange sein, ich bin nicht mehr im Stande, Ihnen eine Freude zu machen, keine, gar keine, — das ist sehr schlimm — werden Sie mich immer noch lieben, trotz meiner Armuth? — Ach, seien Sie aufrichtig; Marion, wenn ich denke, daß ein Anderer, ein Reicherer als ich ..."

Innocent schwieg plötzlich, der Gedanke schien ihn plötzlich zu durchschaudern. Marion beruhigte ihn, sie war von seiner Liebe gerührt, sie würde sich jetzt mit einem heiligen Schwure verpflichtet haben, ihm stets treu zu bleiben. Ihre Versicherungen gaben Innocent Muth, eben so viel Muth, wie er Unmuth und Mißtrauen empfunden, als er vorher Pater Hilaire verlassen hatte. Er zürnte jetzt auf diesen und entschloß sich, nie mehr das Haus in der Straße François zu betreten. Unwillkürlich erinnerte er sich, als er in

seine Wohnung gelangte, an Papa Michel und dessen Warnung vor Hilaire und an das, dem alten braven Pflegevater geleistete Versprechen, fern von dem hochwürdigen Vater in der Straße François zu bleiben. „Es ist wahr,“ sagte Innocent zu sich, „die eigenthümlichen Ansichten dieses Hochwürdigen wirken furchtbar auf mich ein, er könnte mich überreden, mich selber zu hassen — brachte er mich doch gegen Papa Michel auf, daß ich ganz verrückt wurde — und heute gegen Marion, und sie ist so treu, so brav! — Nie mehr nach der Straße François, nie mehr zu ihm — er verkauft meine Seele dem Teufel.“

Innocent befand sich jetzt in einer heitern Stimmung, er dachte an seine Existenz, die Noth war vor der Thür, schon hatte er von seinen wenigen Habseligkeiten etwas zum Lebensunterhalt verkauft.

„Ha!“ rief er, „morgen geh ich auf Entdeckung — morgen — Paris ist groß — parbleu — man muß sich in Alles finden!“

Ende des fünften Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Sieben Todsünden

Bd.: 5

Grimma 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.130(3#1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750541-4